LD 6368

Schattenspiele

des Lebens und der Liebe,

von

Ferdinand Schubert.

Viertes Bändchen.

Cöslin 1832.
Druck und Verlag von C. G. Hendeß.

Das Christkind

oder: Ende gut: Alles gut!

und

Merkwürdige Schicksale

zweier Liebenden in Frankreich während der Revolution.

Zwei Novellen

von

Ferdinand Schubert.

Cöslin 1832.
Druck und Verlag von C. G. Hendeß.

STADTBIBLIOTHEK AUGSBURG

Das Christkind,

oder:

Ende gut: Alles gut!

An einem in Duft und Rosenglut getauchten Frühlingsmorgen, eben als die Sonne dem Saume der Purpurwölkchen entstieg, trat der Dichter Emanuel Silberbach aus dem, durch einen Hollunderbaum magisch verdunkelten, Schlafkabinette in das helle, reinliche Zimmer, in welchem er den Musen opferte. Der schöne Morgen sprach ihn gemüthlich an; die ringsum herrschende Ruhe erhöhete den Frieden seiner Brust; sein Herz ward sanft bewegt von warmen Gefühlen der Jugend: denn gerade so, wie heute, hatte er einst als Knabe empfunden, als er in dem gastlichen Zimmer eines benachbarten Landpredigers erwachte. Keine Sorge drückte ihn; heiter, wie der eben aufblühende Lenztag, war sein Geist gestimmt; und seine Phantasie schwelgte in reizenden Bildern, wie er sie zur Vollendung einer Novelle eben nöthig hatte.

Da öffnete er den Fensterflügel zur Linken seines Pultes: und aus dem großen Garten voll blühender Obstbäume quoll ein balsamisches Duftmeer hinein, und füllete das Zimmer mit herzerfrischenden Wohlgerüchen. Rechterhand vor sich, schweifte sein sinnender Blick über die weite Feldflur, in deren Hintergrunde die Rinderheerde des Dorfes des Frühmahles genoß, von woher harmonische Glockentöne, kaum hörbar, durch die säuselnden Lüftchen des Morgens getragen wurden. Eine Nachtigal flötete unter dem Blüthenschnee eines hohen Apfelbaumes versteckt, ihr seelenvolles Lied, und über dem Fenstergesimse bauete ein erst kürzlich angekommenes Schwalbenpaar fröhlich sein Nest.

Alle diese Naturschönheiten verschwammen in der Seele des Dichters, wie die unzäligen Quellen des Berges im silberhell dahin gleitenden Bache, dessen blumenbekränzte Ufer seine Bahn bezeichnen. Er war sich wohl des Gefühls, nicht aber des Genusses bewußt. Heilige Empfindungen schwelleten seine reine Brust. Er schrieb die Scene nieder, wo Kunigunde, die Tochter des Bürgermeisters zu Augsburg, der zärtlichen Mutter das süße Geheimniß ihrer Liebe zum Ritter Engelbertus von der Lauenburg anvertrauet.

Funfzig Frühlinge waren bereits über dem Haupte des zartfühlenden Silberbach verronnen. Als achtzehnjähriger Jüngling bezog er mit seinem, um vier Jahre älteren, Bruder zugleich die Universität, um Theologie zu studiren, während jener sich mit Eifer des Studiums der Rechte befliß. Sein schönes Herz schwelgte im süßen Vorgefühle, bald der Freund und Lehrer einer zahlreichen Gemeine zu werden, und so eine der herrlichsten Bestimmungen des Menschen zu erfüllen. Er konnte sich kein höheres Glück denken, als das eines wahren Seelenhirten, geliebt und geachtet von Allen, die seiner Obhut anvertraut waren. Daneben das freundliche Pfarrhaus, halb versteckt durch Linden und Obstbäume; und an der Seite eines liebenden Weibes, im Kreise munterer Kinder. Ein solches Loos dünkte ihn beneidenswerther, als alle Schätze der Welt.

Aber kaum hatte er zwei Jahre auf der Universität zugebracht, als er in sich Veranlassung fand, jenes Studium aufzugeben, indem seine Ueberzeugung mit einigen der wichtigsten Dogmen in Widerspruch stand. Lange zwar kämpfte der Jüngling mit sich selbst. Er versuchte es anfänglich, wie so Viele seines Standes, jene Ueberzeugung mit der Pflicht in Einklang zu bringen;

allein es wollte ihm nicht gelingen die lebhaftesten Gewissenszweifel durch bloße Sophismen zu besiegen, und so hielt er es eines rechtschaffenen Mannes würdiger, von einer Bahn zurückzutreten, die er, nach seinen Grundsätzen, fortan nur ohne Ziel hätte wandeln müssen.

Seine akademischen Freunde, welche ein solches Maaß von Gewissenhaftigkeit und Zartgefühl nicht begreifen konnten, nannten ihn einen Schwärmer, einen Thoren, einen Menschen, der es verschmähe in und mit der Welt zu leben. Andere bedauerten seine Verblendung, wie sie es nannten, und meinten, der Zweck heilige die Mittel. Noch Andere meinten, die Theologie sey ein Brodstudium, und Brod daher der erste Zweck desselben. Sey nur erst der Unterhalt fürs irdische Leben gesichert: dann habe man, zumal als Theolog, Gelegenheit genug, auch für das jenseitige zu wirken. Sein Bruder nannte ihn geradezu einen dummen Teufel, und einen verschrobenen Kopf, der durch den Besuch der Universität unnöthigerweise des Vaters Vermögen schmälere.

Alle diese Vorwürfe konnten Silberbachs Entschluß, das einst so heiß ersehnte Ziel als unerreichbar aufzugeben, nicht erschüttern. Anfänglich zog ihn die Rechtswissenschaft an. Ein

Priester des Rechts, welch eine herrliche Bestimmung! Ach wären nur die vielen Widersprüche in den Gesetzstellen nicht, deren eine die andere oft gänzlich aufhebt, woher es denn auch so häufig kommt, daß das Erkenntniß der einen Instanz durch die andere vernichtet wird. Und überdies war ihm in seiner Vaterstadt ein Fall vorgekommen, wo drei würdige Richter einen Unschuldigen zum Tode verurtheilt hatten, der nur dadurch gerettet wurde, daß der eigentliche Uebelthäter, von Gewissensangst getrieben, sich kurz vor der Hinrichtung freiwillig einstellte. Silberbachs Herz pochte gewaltig, wenn er sich die bloße Möglichkeit dachte, einen Unschuldigen verurtheilen zu können. Dem Advokatenstande war er um deshalb abhold, weil es gewissermaaßen in dessen Verpflichtung liegt, auch selbst das Unrecht zu vertheidigen, mindestens zu beschönigen.

Mediziner mochte er auch nicht werden, seitdem er einmal, durch einen Freund dazu aufgefordert, der Section eines menschlichen Körpers auf der Anatomie beigewohnt hatte. Dies Betasten des Gehirns, einst der Sitz der Denkkraft; dies Zerschneiden des Herzens, welches so oft von Freude und Leid bewegt worden war; dies Wühlen in den Eingeweiden; dies Entblö-

ßen der Nerven, der Muskeln; die unumgänglich nöthige Verläugnung der Schaam: nein! und wenn er dadurch der größte Wohlthäter des Menschengeschlechts, ein Crösus an Reichthum, ein Alexander an Ruhm hätte werden können, mit dieser Kunst vermogte er sich nicht zu befreunden. Was blieb ihm übrig, als die Philologie; eine Wissenschaft, durch welche er der Welt recht nützlich zu werden hoffen konnte, und deren Ausübung weder gegen seine Grundsätze, noch seine Gefühle stritt, vielmehr völlig damit in Einklang war. Schon hatte er einen guten Grund dazu gelegt. Nun studirte er die griechischen und römischen Classiker, hauptsächlich in Beziehung auf Philosophie, Aesthetik und Grammatik; die Geschichte der Literatur jener Völker; die Theorie der Schreibart und der Metrik; Hermeneutik, alte Erdkunde, Mythologie, und trieb daneben Poetik, Kritik und Alterthumswissenschaft mit so seltener Ausdauer, mit so unermüdlichem Fleiße, daß er nach wenig Jahren weit und breit als ein Muster von Gelehrsamkeit gepriesen wurde.

Sein Vater war immittelst gestorben; die Mutter hatte er schon in früher Jugend verloren; durch einen fünfjährigen Aufenthalt auf der Akademie, und dadurch, daß er eher an alles Andere, als an eine gute Geldwirthschaft dachte,

war sein väterliches Vermögen bis auf eine Kleinigkeit zusammen geschmolzen. In seiner Bescheidenheit fühlte er sich noch nicht reif genug, einen Lehrstuhl zu betreten, oder auch nur die philosophische Doktorwürde nachzusuchen, und somit seinen Namen durch Vorsetzung der beiden wichtigen Buchstaben wichtiger zu machen. Dennoch schien dieser Mangel gerade die Ursache zu seyn, weshalb kein Buchhändler sich entschließen konnte ein treffliches philosophisches Werk in Verlag zu nehmen, woran Silberbach länger als zwei Jahre mit unermüdlichem Fleiße gearbeitet hatte. Auch eine gelehrte Abhandlung über die Poesie der Griechen und Römer wurde allenthalben abgelehnt, weil, wie die Herren Buchhändler meinten, der Name des Verfassers in der literarischen Welt noch gänzlich unbekannt sey, und sie nur solche Artikel führen könnten, von welchen sie sich gewissen Absatz zu versprechen hätten, gleichviel weß Inhalts sie seyen. Die Art und Weise aber, wie man sich einen Namen in der literarischen Welt machen könne, war dem armen Silberbach so ganz unbekannt, daß er, durch die ersten fehlgeschlagenen Versuche entmuthigt, den Gedanken für immer aufgab, ein berühmter Schriftsteller zu werden.

Indessen zwangen ihn ungestüme Gläubiger

auf Mittel zu denken, seine pekuniäre Lage zu verbessern. Ein Jahr wollte er noch studiren; nur ein einziges Jahr! dann sollte und mußte der Musensitz verlassen werden, wo er in geistigen Genüssen aller Art so üppig geschwelgt hatte. Zuerst versuchte er es mit dem gelehrten Pivatunterrichte; allein das brachte ihm bei seiner Bescheidenheit so wenig ein, daß er kaum das Leben dürftig zu erhalten vermochte. Hiernächst wendete er sich an seinen Bruder, der um diese Zeit schon bei dem obersten Landgerichte als Advokat angestellt war, und eine goldene Praxis hatte; aber eine schnöde Abfertigung mit Vorwürfen über seine Unklugheit war die Antwort. Noch hatte Silberbach zwei Schwestern, eine fast um zwanzig Jahre älter, eine andere, welche um zwei Jahre jünger war als er selbst, beide unverheirathet. An diese wandte er sich nun mit der Bitte um Unterstützung, und dem Versprechen, in wenig Jahren das Empfangene ehrlich zurück zu zalen. Barbara, die ältere, schlug seinen Antrag rund ab. Nach vielen Vorwürfen, die sie ihm darüber machte, daß er die Theologie an den Nagel gehängt habe, und dafür soviel als Nichts geworden sey; nach der Bemerkung, daß sie ihren wohlerworbenen Brautschatz nicht auf das Ungewisse hingeben, und denselben un-

möglich ihrem künftigen Gemale entziehen könne, schloß sie mit dem Trostspruche:

Je lieber Kind, je schärfer Ruthe,
So heißet Gottes Lection.
Das Kreuze thut uns viel zu gute,
Aus Liebe wächst die Dornenkron.
Gott stäupt die Söhne die er liebt;
Ein Bastard bleibet unbetrübt.

Wilhelmine, die jüngere, dachte menschlicher. Sie ließ sich für volljährig erklären, sandte dem geliebten Bruder von ihrem Erbe so viel und so oft er es verlangte; und wiewohl sie dadurch mehr als zwei Drittel ihres Vermögens aufopferte: so wurde sie dessenungeachtet noch in demselben Jahre Braut und Gattinn eines bemittelten Kaufmanns, den eben jener Beweis von Geschwisterliebe ganz besonders zu ihr hingezogen hatte; während die ungleich ältere, und mit Glücksgütern besser gesegnete Barbara fortwährend unbeachtet blieb. Silberbach aber hatte seine Gläubiger befriedigt, und konnte nun um desto ungestörter den Wissenschaften obliegen.

Vielleicht würde er, im seligen Vergessen aller irdischen Verhältnisse, die Zeit seiner Studien nochmals bis zu dem Punkte ausgedehnt haben, wo die Schaar der Manichäer ihn erinnert

hätten, daß er unter Menschen, nicht unter Gütern, lebe, wenn nicht, ohne sein Wollen, ein Umstand eingetreten wäre, der ihn dagegen in Schutz genommen hätte. Amalie, eine der Töchter des Professor Gyllenstein, seines mehrjährigen Lehrers und Freundes, hatte den sanften, schönen Jüngling liebgewonnen, ohne daß dieser, der sich der Liebe eines so herrlichen Mädchens gar nicht würdig achtete, diese Zuneigung bemerkte. Aber wie sich denn doch zuletzt ein liebendes Herz verräth, sollte es auch in der zartesten, schuldlosesten Mädchenbrust schlagen: so konnte es nicht fehlen, daß der Vater, durch die Mutter davon unterrichtet, die Gefühle und Wünsche seiner Tochter kennen lernte, und da er sie nur zu billigen vermochte, in einer traulichen Abendstunde seinem Freunde das Mädchen geradezu antrug.

Dieser war entzückt über den Himmel, der sich auf einmal vor ihm öffnete. Unbewußt hatte er das treffliche Mädchen schon lange geliebt; nur seine bedrängte Lage, der Mangel an Aussicht auf ein angemessenes Einkommen, und besonders der Eifer, mit welchem er den Studien oblag, hatten den Gedanken daran in ihm nicht aufkommen lassen. Auch hielt er sich, wie gesagt, noch durchaus nicht würdig genug, durch die Hand

eines Wesens beglückt zu werden, was ihm bisher immer in der Glorie eines Engels erschienen war. Um so angenehmer fühlte er sich nun von dem Antrage überrascht, als der wackere Gyllenstein damit zugleich den Rath verband, Silberbach möge sich um eine so eben erledigte Professur bewerben; eine Stelle, mit welcher Brod und Ehre zu gewinnen sey.

Silberbach versäumte nicht, den väterlichen Weisungen Gyllensteins Folge zu leisten, bewies in einem glänzenden Examen seine Tüchtigkeit für den eröffneten Lehrstuhl, und kaum hatte, seit er ihn zum ersten Male betrat, der Mond einmal gewechselt, als er seine geliebte Amalie heim führte, die ihrerseits kein höheres Glück kannte, als die Gattin eines solchen Mannes zu seyn.

Er konnte nicht anders, der Glückliche mußte seinen Geschwistern die schöne Wendung seines Schicksals mittheilen.

Von seinem Bruder, welcher dem Ehestande durchaus abhold war, erfolgte eine kalte, kaum höfliche Antwort. Schwester Barbara ergoß sich in breiten, studirten Glückwünschen. „Du siehst nun, so schloß sie ihren vier Seiten langen Brief, Du siehst nun, wie bald unsrer Noth abgeholfen werden kann, wenn wir nur im Glauben

fest sind; denn anjetzo bist Du nicht allein ein vornehmer Professor, sondern auch ein vermögender Mann, indem ich der Zuversicht lebe, daß Du aus Deinen früheren, elenden und bedrängten Umständen eine gute Lehre gezogen, und nicht etwa ein Fräulein von — Habenichts gefreiet hast. Ach ja! es heißt wohl mit Recht:

Gott kann sich oftmals stellen,
Als stürzt er uns zur Höllen,
Und wär uns Spinnenfeind;
Bleibt doch in allen Nöthen,
Auch wenn er uns will tödten,
Der allerbeste Freund.
Er kann mit vielem Leiden
Sich so und so verkleiden
In wilder Löwen Haut;
Ist aber treu an Sinnen,
Und wird bei ihm von innen
Ein Vaterherz geschau't.

„Darum, obwohl Du abgewichen bist vom Wege des Herrn, und hast Dich gewendet zu den Kindern des Fleisches: so ist Dir doch Ehre und Heil worden. Nun sorge auch, daß Wilhelmine das Ihrige wieder erhält; denn ihr Mann, obschon ich ihn nicht leiden kann, weil er Allerwelts Freund ist, und den Leuten vielmehr Gutes zutrauet, als nöthig ist — kann das Geld in seiner Handlung besser gebrauchen.“

Von Frau Liebenfeld endlich, der jüngeren Schwester, empfing Silberbach den aufrichtigsten Glückwunsch, wie er nur aus einem treuen Schwesterherzen kommen kann. „Deiner Schuld wegen sey unbesorgt, schrieb sie unter andern. Wir befinden uns in sehr guten Umständen, da meinem Manne ein paar bedeutende Spekulationen fast über Erwarten geglückt sind. Liebenfeld und ich, wir bitten gleich sehr, Du wollest das so gern gegebene Darlehn als ein Geschenk von uns annehmen, und entweder den Betrag zu Deiner neuen Einrichtung verwenden, oder ihn Deiner Gattin, die, wie Du schreibst, kein Geldvermögen hat, als ein Nadelgeld zukommen lassen."

Neun Jahre lang lebte Silberbach seinen Berufspflichten und seiner Liebe in ungestörter Ruhe; und wiewohl ihm seine Amalie immittelst fünf Kinder geschenkt, so hatte er doch, trotz der dadurch gesteigerten Familienbedürfnisse, ein Sümmchen erspaart, demjenigen gleich, was er seiner geliebten Schwester verschuldete, um es dereinst an sie abzutragen; denn seinem Zartgefühl widerstrebte es, ein solches Geschenk, auch selbst aus Schwesterhand, anzunehmen.

Da stand Deutschland gegen seinen gewalti-

gen Zwingherrn auf. Männer, Greise, Jünglinge, ja Knaben sogar ergriffen die Waffen gegen den Fränkischen Tyrannen, um ihr angestammtes Fürstenhaus entweder zu schützen, oder, wo es vielleicht schon vom Throne verdrängt worden war, wieder zu erobern. Es war eine große, heilige Zeit! deutsches Herz und deutsche Kraft flammten auf, so weit Deutschlands Gauen reichten. Es war, als sei Hermann seiner Heldengruft entstiegen, und riefe seine Enkel zum Kampfe auf gegen die Ketten bringenden, gallischen Knechte. Ein Geist beseelte, eine Liebe verband die Germanen; und selbst der Minderbeherzte wurde von dem allgemeinen Strudel fortgerissen, und für Tapferkeit und Heldenmuth entzündet. Auch von Kanzeln und Kathedern erscholl die heilige Mahnung; und Silberbach, dessen Brust ganz von Vaterlandsliebe erfüllt war, blieb darin nicht zurück, seinen Hörern die Pflichten gegen das Vaterland in diesem hochwichtigen Zeitpunkte mit rührender Beredsamkeit ans Herz zu legen. Die Folge war, daß in wenig Tagen sein Auditorium auf acht Studenten zusammen schmolz, welche physische Unmöglichkeit abhielt, dem Aufrufe des geliebten Fürsten zu folgen.

Eines Abends, als Amalie mit ihren Kleinen im elterlichen Familienzirkel weilte, und alle

Anwesenden sich mit Charpiezupfen beschäftigten, ein Präparat, welches den muthigen Kriegern in großer Menge nachgesendet ward, — trat ein freiwilliger Jäger ein, die Versammelten mit militairischem Anstande grüßend. Aber bevor er noch ein Wort gesprochen, hing Amalie weinend an seinem Halse. Es war ja Niemand anders, als ihr geliebter Emanuel; und daß es mit dieser Verwandlung in der Kleidertracht kein bloßer Scherz sey, konnte sie wohl denken.

„Ich verlasse Euch noch heute, meine Lieben!“ sagte er mit gedämpfter Stimme, wie durch unterdrückte Thränen gehemmt, während seine Lippen konvulsivisch zuckten. „Leb' wohl, mein herziges Weib; lebt wohl meine trauten Kindlein; und Ihr lieben verehrten Eltern und Schwiegerinnen. Bittet Gott, daß er mich glücklich heim führe aus dem Kampfe für Freiheit und Ehre, nachdem das große Werk vollendet seyn wird.“

„Schön, schön Herr Sohn! rief der alte Gyllenstein, und erhob sich aus seinem Lehnstuhle. Sehr schön, sehr patriotisch! Aber bei alledem nur keine Uebereilung, darum bitte ich. Bedenken Sie, daß Sie Gatte und Vater sind, daß fünf liebe Kinder den nächsten Anspruch auf Ihre Fürsorge haben, daß es junge, unverhei-

rathete Leute genug giebt, die in den Kampf ziehen können, ohne dergleichen heilige Pflichten zu verletzen, daß —"

„Alles habe ich überdacht, Alles überlegt, mein guter Vater! Ein Kampf wie dieser, der das Höchste gilt, was diesseits Werth hat für den Menschen, für den Deutschen, die Rettung des angestammten, edlen Fürstenhauses des Vaterlandes, und der Volksthümlichkeit: ein solcher Kampf um die edelsten Güter der Erde kann nicht lange währen. Bis dahin ist für die Meinigen durch eine Ersparniß gesorgt, welche ursprünglich zwar eine andere Bestimmung hatte, unter diesen Umständen aber einem noch höheren Zwecke geopfert werden muß. Falle ich: so erben Fürst und Vaterland, für welche ich fiel, meine Verpflichtungen gegen diese; und sie werden sie erfüllen, Vater! gewiß, sie werden sie erfüllen. — Und nun, sehe ich den sechzehnjährigen Knaben, den zwanzigjährigen Jüngling, den lebenskräftigen Mann, den silberhaarigen Greis freudig dahin ziehen; sehe ich sie Alles verlassen, was für den fühlenden Menschen unendlichen Werth hat: Eltern, Geschwister, Geliebte, Weib und Kind! warum sollte ich zurück bleiben, der in der Blüthe seiner Jahre, in der Kraft des Mannesalters steht? Sollte ich nicht dem so

oft von mir gepriesenen Beispiele der Alten folgen, die auch Alles verließen, wenn das Vaterland in Gefahr war, und in den Reihen gemeiner Krieger für seine Freiheit fochten? Wozu dieser Enthusiasmus, der uns bei ihren Heldenthaten ergreift, wenn wir uns dadurch nicht zur Nachahmung hingerissen fühlen? Nein, mein Vater! ich muß. Vergeblich würde ich mich bemühen, dem innern Drange zu widerstreben. Ich würde ihm zuletzt erliegen müssen, so wahr mir Gott ein Vaterland gegeben hat!"

Gyllenstein, der während dieser Rede sein Mützchen ab- und den Sitz im Lehnstuhle wieder eingenommen hatte, sahe sich für den Augenblick außer Stande, auf solche Gründe etwas Haltbares zu erwiedern. Ueberrascht von der Gewalt der Gefühle, die Hände gefaltet, saß er schweigend da, und sahe mit feuchtem Blicke auf die Gruppe, welche sich so eben vor ihm bildete. Auch Silberbach hatte sich gesetzt, zwei Kinder auf die Knie, und das kleinste in den Arm genommen, während die beiden ältesten zur rechten Seite sich ängstlich anschmiegten, und die so höchst unerwartet überraschte Gattinn von der andern Seite sich anlehnend, ihn umarmend, das Haupt auf seine Schulter niederbog. Amaliens Schwestern zupften mit ängstlicher Hast Charpie,

und wagten kaum aufzublicken; die Mutter aber wischte häufig hervor quellende Thränen von dem geisterbleichen Antlitz.

„Lieber Silberbach, begann sie, mit gewaltsam gewonnener Fassung, ich ehre Ihren schönen Entschluß, wie er es verdient; aber mich dünkt, Sie seyen für die Entbehrungen und Beschwerden des Krieges nicht gemacht. Ich fürchte, Sie werden ihnen unterliegen, bevor Sie noch Gelegenheit gehabt haben, Etwas für den heiligen Zweck zu leisten."

„Kaum bin ich drei nud dreißig Jahre, erwiederte Silberbach, und dabei gesund, wenngleich nicht stark von Körper. Sie kennen den Sohn unseres wackern Doktor Pfeil. Erst seit einigen Tagen hatte er meinen Hörsaal betreten; erst siebenzehn Sommer ist er alt, und dabei zart, wie ein Mädchen. Dennoch nahm er heute in dieser Uniform, mit Freude funkelndem Antlitz, Abschied von mir, nachdem Vater und Mutter ihn durch ihren Segen zu seiner hohen Bestimmung geweihet hatten. Und er ist der einzige Sohn, das einzige Kind!"

„Ja, ein herrlicher, starker Geist wohnt in dem Knaben, rief der Alte, indem er aufsprang, und im Zimmer auf und nieder ging. Eine wahre Heldenseele!"

„Rührt Sie denn nicht der Kleinen zärtliches Anschmiegen, die ihren Vater so gerne noch länger behalten möchten?" fragte kleinlaut Mutter Gyllenstein.

„Gott weiß es, sagte Silberbach schmerzlich, und küßte die heiße Wange seiner Amalie, Gott weiß es, wie innig ich diese, und diese da liebe, und wie ich tausend Leben für sie hingeben würde, wenn es seyn müßte. Aber das Vaterland hat noch höhere Ansprüche! dem Vaterlande danke ich, nächst Gott, dieses unaussprechliche Glück; und nun ist es an mir, die Schuld dafür abzutragen; denn noch habe ich nichts gethan, es zu verdienen."

„Wohl, erwiederte die Mutter, wer sollte die schönen Gesinnungen nicht theilen, wer sollte sich nicht freuen, einen solchen Vaterlandsfreund Sohn zu nennen! Aber haben Sie es schon vergessen, was Sie einst auf der Anatomie empfanden, als sie die Absicht hatten Medizin zu studiren, und daß Sie der empörende Anblick einer zerstückelten Leiche von diesem Vorsatz für immer heilte?"

„Ach Mutter! versetzte der so hart Verletzte, wo es den Kampf gilt für Fürst und Vaterland, die Rettung aus den Fesseln der unwürdigsten Knechtschaft: da sieht auch der Gefühlvollste in den Leichenhaufen des Schlachtfeldes

nichts, als Männer, die den beneidenswerthesten, den seeligsten Tod starben. Da ist nichts Abschreckendes, nichts Widerwärtiges! Traurig könnte mich der Anblick machen, sehr traurig, das fühle ich; aber auch mit erneuerter Kraft müßte er mich entflammen, die Opfer am Feinde zu rächen, die für das Höchste, was der Mensch auf Erden sein nennt, gefallen sind. Was mich dort, bei der kalten Ausübung einer Kunst, entmuthigte, müßte mich hier, im gewaltigen Heldenleben, zu Thaten, der Vorwelt würdig, beseelen können."

„Laßt ihn, laßt ihn, er muß ja fort, schluchzte Amalie, und preßte den Geliebten an ihre lautpochende Brust. Ziehe hin, mein Freund! in den schönsten Kampf, den je ein Heldenvolk kämpfte! Wenn meine Liebe für Dich noch einer Erhöhung fähig wäre; wenn es möglich wäre, Dich noch mehr zu achten: so müßte es in diesem Augenblick seyn! So lange warst Du meine heißeste Liebe: jetzt bist Du auch mein höchster Stolz! Du wirst mein, Du wirst der Deinigen nie vergessen! Dein edles Herz, und der Ring der Treue an Deinem Finger sind mir Bürge dafür! Mir ahnet, Du wirst glücklich wiederkehren aus den Gefahren des Krieges, und ich werde Dir den Siegeslorbeer flechten!"

„Edles, herziges Weib! rief Silberbach entzückt, und sprang auf, um sie wieder und wieder zu umarmen und mit seinen Küssen zu bedecken. So und nicht anders hatte ich Dich erwartet. Mein Wahlspruch sey: Treu bis in den Tod, Dir und dem Vaterlande!"

Und nun noch eine Umarmung rings allen seinen Lieben und noch eine, die letzte, seiner Amalie, welche, vor der bebenden Mutter niederknieend, den Kopf in ihrem Schooße verbarg. Da stürmte er, mit hochwogender Brust, fast überwältigt von den Gefühlen, welche ihn in diesen Minuten mit der Allgewalt der Liebe ergriffen hatten, hinaus durch die einbrechende Nacht dem Posthause zu, wo der junge Pfeil seiner wartete.

Aber Vater Gyllenstein war ihm auf der Ferse gefolgt, um noch Dies und Jenes mit ihm zu besprechen. Mit Mühe holte er ihn dicht vor dem Posthause ein, wo der bereits bespannte Wagen mit Eifer bepackt wurde. Die Passagierstube wimmelte von freiwilligen Jägern und deren Verwandten und Freunden, welche sie noch bis dahin begleitet hatten, um ihnen hier das letzte Lebewohl zu sagen. Es war ein Durcheinanderlaufen, ein Durcheinanderreden, ein Holen, ein Bringen, ein Kommen und Gehen, kurz

ein solches Gewirr, daß Gyllenstein seinen Schwiegersohn in eine Ecke des geräumigen Hausflurs ziehen mußte, um ihn zu fragen, was er zur Beschickung seines Hauses während seiner Abwesenheit angeordnet wissen wolle. Aber wider Vermuthen erfuhr er, daß dies bereits geschehen sey, indem Silberbach ein versiegeltes Schreiben auf seinem Pulte zurück gelassen hatte, welches alles Erforderliche enthielt. „Schon seit acht Tagen ging ich mit dem Plane um, fuhr Silberbach fort, welchen auszuführen ich jetzt im Begriff stehe. Noch regte sich mancher Zweifel bei mir über die Nothwendigkeit des Schrittes, besonders über die Zustimmung meiner Amalie; allein ihr von Tage zu Tage steigender Enthusiasmus für die große Sache, ihr Bedauern, daß sie keinen Sohn habe, ihn zum heiligen Kampfe hinaus senden zu können; und endlich Pfeils Abschied, bestärkten mich plötzlich in meinem Entschlusse, den ich um so mehr heute noch auszuführen beschloß, als zufällig eine mir passende, neue Uniform zu haben war, und ich mit dem jungen Pfeil zugleich abgehen konnte, für dessen Eltern ein großer Trost darinn liegt, ihn unter meinem Schutze zu wissen. Darum sandte ich heute alle meine Lieben zu Ihnen, um die nothwendigen Anordnungen ungestört schriftlich ma-

chen zu können. Es ist Alles, und wie ich hoffe zu Ihrer und Amaliens Zufriedenheit, besorgt, und auch ein Schreiben an den Fürsten mit eingeschlossen, worinn ich ihm meine Wittwe, meine Kinder, empfohlen habe, auf den Fall, daß ich nicht zurückkehren sollte; das aber erst alsdann eingereicht werden soll, wenn die Gewißheit meines Todes keinem Zweifel mehr unterliegt."

Ein herzlicher Händedruck, und zwei helle Thränen, welche sich im flackernden Lampenlichte spiegelten, waren Gyllensteins Antwort. Da schmetterte das Posthorn zum dritten Male, und laut rief der Schirrmeister die Passagiere zu ihren Plätzen. Noch eine halbe Minute, in welcher das Getümmel aufs Höchste stieg: und dahin rollte der unförmliche Postwagen, von einer Menge Beiwagen begleitet, durch die sternenhelle Nacht der tief verschleierten Zukunft entgegen.

Anfänglich herrschte auf allen Fahrzeugen eine tiefe Stille. Noch klangen in der Brust aller Jünglinge und Männer die Worte des Abschiedes, die Segenswünsche ihrer Angehörigen nach, und manches muthige Herz pochte ängstlich ob der Ungewißheit seines Schicksals. Als aber die ersten Purpurstreifen in Osten aufglüheten, als der funkelnde Sternenhimmel nach und nach erblaßte, und die Sonne im rosigen Schim-

mer majestätisch empor schwebte: da fühlte sich jede Brust erweitert, jedes Herz von Hoffnungen einer schönen Zukunft geschwellt, und hier und da in dem langen Wagenzuge erscholl ein freudiges Kriegerlied.

Nach wenig Tagen waren die kampflustigen Jäger an den Ort ihrer Bestimmung gelangt, wovon die meisten in einem und demselben Detaschement vereinigt blieben. Nur acht Tage konnten den nothwendigen Uebungen gewidmet werden: da hieß es — Marsch! — und lustiger Hörnerklang geleitete die muthigen Schaaren auf die Schlachtfelder, wo ihnen der Lorbeer unsterblichen Ruhms blühete. So wurden die Schlachten bei Großgörschen, an der Katzbach, bei Leipzig, bei Hanau, und bei Larn geschlagen; so wurde endlich die letzte Brustwehr Frankreichs, der Monmartre, erstürmt. Aber hier hatte Silberbach den Schmerz, zu sehen, wie sein junger Freund und Kampfesgenosse Pfeil, von einer Kanonenkugel zerrissen, an seiner Seite den Heldentod starb. Er selbst kam mit einer leichten Wunde am linken Oberarme davon, die ihn nicht abhielt, seine Dienstpflichten zu erfüllen.

Der 30. Mai 1814 brachte Europa den Frieden. Silberbach stand in Versailles, als die Friedensposaunen ertönten. Ein schönes Fest, das auch die Einwohner von Versailles von ganzem Herzen mit feierten, vereinte die freiwilligen Jäger zuerst in Klein-Trianon, und am Abende im hellerleuchteten Saale des Stadthauses, wo ihnen die Munizipalität ein Soupee gab, welchem ein glänzender Ball folgte. Champagnes köstlicher Rebensaft hatte die Köpfe der jungen Krieger erhitzt; ein zahlreicher Kreis weiblicher Schönheiten ihre Herzen entzündet. Auch Silberbach hatte, ohne sein Wissen, eine beneidenswerthe Eroberung gemacht. Man kam ihm auf mehr als dem halben Wege entgegen. Endlich fiel der Schleier von seinen Augen: er sah die vollendeteste Schönheit für sich gewonnen! Im Rausche der Freude, unter den verführerischen Bewegungen und Stellungen der Contretänze wogte sein Blut immer heißer durch die Adern. Bei der Hitze im Saale vermochte er nicht länger auszudauern; er mußte hinaus in die laue Mondscheinnacht, sich abzukühlen. Vorsichtig warf er seinen Mantel um, und wandelte in der nächsten Allee auf und ab.

Plötzlich rauscht etwas hinter ihm. Er sieht sich um, und bemerkt ein holdes, weibliches

Wesen, das sich jauchzend an seinen Arm hängt. Es war die Dame, welche, selbst ausgezeichnet durch den Zauber weiblicher Schönheit, den schönsten Jäger zu ihrem Tänzer erkohren hatte. „Mir ward Eure Flucht ins Freie, durch meinen treuen Jean, rapportirt, mein süßer Freund! lispelte sie, und da mußte ich Euch folgen, um Theil an Eurer Erholung zu nehmen. Kommt laßt uns einige Minuten im Pavillon meines Gartens ausruhen, der kaum zweihundert Schritte von hier entfernt ist. Mein Gatte hält Banque am Farotische, und Niemand stört uns dort."

Kaum hatte sie ihm die Einladung zugeflüstert, als sie auch mit beflügelter Sohle an seiner Seite dahin eilte. Die Mauer eines Nebengäßchens enthielt die Thüre zum Garten, welche Jean schon geöffnet haben mußte, denn sie war nur angelehnt, und der Diener stand in ehrerbietiger Haltung daneben. Silberbach und die verführerische Französin huschten in den Garten, der von Orangenduft erfüllt war, und vor welchem Jean Wache hielt.

Da war er nun mit einem Wesen allein, dessen Athem ihn mit den Wohlgerüchen der Nacht zugleich umwehete, und das in Liebe für ihn sich aufzulösen schien. Allein ein heller Mondesstrahl fiel auf seinen Trauring; er gedachte Amaliens,

seines Schwures am Traualtare, seines Wahlspruchs, seiner blühenden Kinder! Der Zauber war plötzlich verschwunden, für ihn gab es keine verführerische Minute mehr! Er entschuldigte sich mit Uebelbefinden, als Folge der kühlen Nachtluft, und bot der Dame den Arm zum Rückwege. Beschämt, verwirrt, erzürnt, trat sie einen Schritt zurück. „Ich bedarf Eurer Begleitung nicht, mein Herr! sagte sie; mein Diener kennt seine Pflicht." Mit einer leichten Verbeugung eilte Silberbach seiner Wohnung zu, wo der Schlummergott bald seine Mohnkörner über ihn ausstreuete.

Das große, herrliche Paris hatte Silberbach zwei Mal, aber nur wie im Fluge gesehen. Jetzt nahm er auf einen Monat Urlaub, um die Merkwürdigkeiten dieser gewaltigen Stadt mit Muße zu schauen. Täglich besuchte er das Museum und die Bildergallerie, damals beide noch so überschwenglich reich an den trefflichsten Kunstschätzen der Welt. In den Bibliotheken schwelgte er Tage lang. Dann erheiterte er sich im Pflanzengarten, oder des Abends in Tivoli. Heilige Wehmuth ergriff ihn im Pantheon, Schauer der Verwesung in den Katakomben. Aber wenn die Schwingen der Nacht sich über die sieben Mal

Hunderttausende ausbreiteten, welche die unübersehbare Hauptstadt bewohnen, dann eilte er, so oft Zeit und Gelegenheit es erlaubte, der Sternwarte zu, von wo aus sein sehnender Blick, durch die herrlichsten Teleskope bewaffnet, in den überirdischen Welten umher schweifte, oder die Gebürge und Abgründe des Mondkörpers bewunderte. Das Palais Royal mit seinen tausenderlei Tändeleien, mit seinen Gelegenheiten zur Sittenverderbniß, zog ihn wenig an; noch weniger das Heer der Kaffeehäuser auf den weitläuftigen Boulevards, oder die Theater mit ihren verschrobenen Deklamationen, oder kunstgewandten Springern, welche dort Balletänzer genannt werden. Er suchte höhere, edlere Genüsse, und fand sie in reicher Fülle.

Nur das ewige Treiben und Toben in den Straßen und Gassen, welches kaum in den frühesten Morgenstunden schweigt, verbitterte ihm die Freudengenüsse, und recht herzlich froh war er endlich, dieses betäubende Getümmel, diese unnatürliche Lebendigkeit hinter sich zu haben, als er wieder bei seinem Detaschement eintraf, wo mancher wackere Kamerad die benutzte Urlaubszeit zu bereuen Ursache hatte.

Eines Tages ließ ihn sein Regiments-Commandeur zu sich entbieten. „Sie haben, redete

er ihn freundlich an, Ihrer Pflicht als ein tüchtiger Soldat genügt. Da der Krieg ein Ende hat, so werden Sie sich nach Hause sehnen. Morgen geht ein Kurier nach Berlin ab; der Feldjäger thut mir schon den Gefallen, und gönnt Ihnen bis Magdeburg einen Platz in seinem Wagen. Wollen Sie mit: so werde ich das Nöthige veranlassen. Dankbar nahm Silberbach das gütige Anerbieten an, und Tages darauf ging es, wie auf Flügeln des Windes, dem geliebten Vaterlande entgegen.

In Magdeburg glücklich angelangt, trennte Silberbach sich von seinem gefälligen Begleiter, — der hier einen Offizier mit aufnahm, — um die noch übrigen vierzig Meilen bis zur Heimath entweder zu Fuß oder mit der Post zurück zu legen. Hatten ihn aber die Anstrengungen der überaus schnellen Reise so angegriffen, oder waren es die sich nun erst äußernden Nachwehen des wüsten Campagnelebens: genug, er unterlag einem heftigen Uebelbefinden, welches sich am andern Tage schon in ein hitziges Fieber verwandelte. Hierzu kam eine Augenentzündung, mit all den traurigen Symptomen, welche einer völligen Erblindung voran zu gehen pflegen, und wodurch damals so mancher brave Krieger für immer des Augenlichts beraubt wurde. Glück-

licherweise war der Kranke der Größe der Gefahr sich selbst wochenlang nicht bewußt. Die Fieberglut hatte seinen Verstand zerrüttet; er sahe anfänglich nichts als Schlachtengewühl, und glaubte sich bei Erstürmung von Schanzen gegenwärtig, oder befehligt, die feindlichen Glieder zu durchbrechen. Nach und nach nahmen die Bilder seiner kranken Phantasie einen milderen Charakter an. Er fand sich im Kreise seiner Familie, unterhielt sich stundenlang mit seiner Gattin, kosete mit den Kindern, oder erzählte der Gyllensteinschen Familie die Begebenheiten des Feldzuges.

Ein angesehener, wohlhabender Bürger Magdeburgs hatte es sich als eine Vergünstigung erbeten, den Leidenden bei sich aufnehmen und verpflegen zu dürfen. Der Biedermann sparte nichts, was zu Silberbachs Rettung dienen konnte. Die vorzüglichsten Aerzte, die kostbarsten Arzneimittel, und die sorgfältigste Pflege wurden zu diesem Zwecke aufgeboten. Lange blieb der Ausgang zweifelhaft. Endlich, nach Verlauf von zwei Monaten war die erste große Gefahr vorüber; nur eine allgemeine Abspannung des Körpers und eine überaus große Augenschwäche, welche entweder das Verbinden der Augen, oder ein ganz verfinstertes Zimmer nöthig machten, waren zurück geblieben.

Unter diesen Umständen verzögerte sich Silberbachs gänzliche Wiederherstellung bis in den Februar des folgenden Jahres. Noch hatte er den Seinen nicht gemeldet, wie gefährlich krank er gewesen, auch nicht, wie nahe er ihnen sey; er wollte sich die Freude der Ueberraschung nicht verderben, wiewohl ihn zuweilen sein langes Schweigen gereuete, wenn er bedachte, daß man ihn zu Hause für todt halten, oder mindestens doch seinetwegen sehr besorgt seyn werde. Als endlich der Tag erschien, wo die Aerzte erklärten, er könne nun ohne Gefahr die Heimreise antreten: da erscholl zugleich auch das Gerücht von Napoleons Wiedererscheinen in Frankreich, und seinem Triumphzuge durch die südlichen Provinzen nach der Capitale.

Dieser kühne Schritt erschreckte alle europäischen Cabinette. Nicht so das deutsche Volk! Es sahe richtig voraus, daß es einen zweiten Krieg, einen vielleicht noch heißeren Kampf um die Bewahrung der gewonnenen Freiheit geben werde; aber es war darauf gefaßt; denn daß der Völkertyrann nun entweder für immer gestürzt, oder Deutschland eine Provinz von Frankreich werden müsse, war Jedem einleuchtend.

Silberbach hätte sich, wie so Viele, mit der Ueberzeugung beruhigen können, seine Pflicht

als Vertheidiger des Vaterlandes erfüllt zu haben. Allein er dachte edler! Es war ihm klar, daß die Arbeit erst halb gethan, und daß ohne die zweite Hälfte die erste völlig nutzlos sey. Daher stand der Entschluß, auch den nun beginnenden Krieg mit zu machen, unerschütterlich bei ihm fest. Nur darüber war er eine Zeit lang zweifelhaft, ob er die noch vorhandene Pause benutzen solle, Weib und Kinder zu sehen, und in ihrem Kreise das so lange entbehrte Glück des Familienlebens zu genießen, oder nicht. Aber auch über diese Zweifel half ihm sein Männermuth hinaus. Er bedachte, wie wahrscheinlich es sey, daß vielseitige Ueberredung und die so nahe Aussicht auf häusliche Ruhe seinen Entschluß wankend machen könnten. Auch fürchtete er ein zweites Losreißen von den Herzen seiner Geliebten. Daher schrieb er nun, daß er fest entschlossen sey, nicht eher nach Hause zu kommen, bevor der wortbrüchige Mann gestürzt sey. Die Zeit aber, bevor die Truppenmärsche wieder ihren Anfang nahmen, benutzte er theils dazu, seine Gesundheit zu befestigen, theils um sich in den Bücherschätzen Magdeburgs umzusehen, und seinen Durst nach Wissen zu stillen.

Was er vermuthet hatte, geschah. Von allen Seiten liefen Briefe ein, in welchen man ihn

von seinem Entschlusse abzubringen suchte. Selbst seine Amalie war diesmal weniger stark, als das erste Mal, und vereinigte ihre Bitten mit denen der Uebrigen. Allein Silberbach blieb unerschütterlich fest, so wehe seinem Herzen auch die ungeheure Entsagung that. „Es ist meine Pflicht, sagte er, und die darf ein braver, deutscher Mann nicht verletzen, sonst würde er des Schicksals würdig seyn, welches ihn bedroht.“

Man bot ihm die Stelle eines Landwehroffiziers an; er lehnte sie bescheiden ab. Seiner Meinung nach fehlte es nicht an verdienstvolleren Männern für diese Charge; er wollte nur eine einfache, aber kräftige Waffe seyn in der Hand des Feldherrn, und nebenbei ein ermuthigendes Beispiel für seine Kameraden. Auch sollte Niemand glauben, daß er um der äußern Ehre willen das Kampfschwerd ergriffen habe.

Schon Ausgangs April suchte er sein Regiment wieder auf und schloß sich seinem früheren Jägerdetaschement an, wo ihn zwar manches unbekannte Gesicht, aber auch der Jubel vieler alter Kameraden empfing.

Die Zeit bis zur Schlacht bei belle alliance verging unter Märschen, Rüstungen, und den übrigen vielfältigen Abwechselungen des Kriegslebens. Endlich brachen die Tage des denkwürdi-

gen sechzehnten und achtzehnten Juni's an; Tage hohen Ruhmes für die norddeutschen und schottischen Krieger, welche zwar in großer Anzahl mit ihren Leibern das Schlachtfeld bedeckten, aber auch die Flügel des kühnen Emporkömmlings für immer lähmten. Mit reißenden Fortschritten ging es, den flüchtigen Resten der geschlagenen französischen Armee nach, unaufhaltsam nach Paris zu.

Um Menschenblut zu schonen, beschlossen die Heerführer mit einem Theil der Armee die diesseitigen, mächtigen Verschanzungen des Feindes, und zugleich Paris zu umgehen. Bei Issy suchte Vandamme mit zehntausend Mann die Sieger aufzuhalten; allein ein hartnäckiges, blutiges Gefecht zwang ihn zum Rückzuge, und noch an demselben Tage wurde die Uebergabe der Hauptstadt in St. Cloud eingeleitet. Dieser Tag war aber auch für Silberbach ein Tag des Unheils, indem ihm eine Kartätschenkugel den Schenkel schwer verwundete. Fünf Tage mußte er in einem Dorfe unter dürftiger Pflege zubringen. Am sechsten nahm ihn das bequeme Militairhospital in Paris auf, und hier erst ward ihm Milderung des ungeheuren Schmerzes, und Hoffnung auf Genesung.

Mehrere Wochen waren vergangen, bevor

der Arme sein Lager auch nur auf Minuten verlassen konnte. Ein Schreiben seiner Gattinn, welches ihn um diese Zeit erreichte, und die erwünschtesten Nachrichten von Hause brachte, goß indeß heilenden Balsam in seine Wunden, und nicht weniger trug zu seiner Genesung der Umstand bei, daß eines Tages sein wackerer Obrist erschien, und ihm ein Ordenskreuz überbrachte, welches, als Lohn seiner Tapferkeit ihm einstimmig zuerkannt worden war.

Endlich, nach Verlauf von zwei Monaten, war er so weit wieder hergestellt, um sich dem Genusse aller noch in Paris übrig gebliebenen so reichen Schätze der Kunst und Gelehrsamkeit nach Neigung hingeben zu können, welcher ihm bis zum nahen Frieden ungeschmälert gestattet wurde.

Auf einer seiner Wanderungen besuchte er unter andern auch die Buchhandlung und Buchdruckerei des berühmten Firmin Didot, des Erfinders der Stereotypen. Dieser Reichthum an Hülfsmitteln, diese Ordnung, diese Korrektheit und Sauberkeit des Druckes, diese ungemeine, wiewohl durch die Folgen des Krieges sehr verminderte, Thätigkeit des ins Riesenhafte gehenden Geschäfts, nahmen ihn ungemein für dasselbe ein, und er konnte den stillen Wunsch nicht unterdrücken, daß dereinst einer seiner Söhne

Neigung dafür empfinden möge. Zum Andenken kaufte er sich Rousseau's sämmtliche Werke — sonst zehn Octavbände — jetzt in einen einzigen, mäßigstarken Band in Taschenbuchformat zusammen gedrängt, für drei Franks, in Stereotyp, ohne daß diese denkwürdige Ausgabe auch nur durch einen einzigen Druckfehler, durch die kleinste Unvollkommenheit verunstaltet gewesen wäre. So weit hat es die menschliche Erfindungskraft in diesem Zweige einer Kunst gebracht, durch welche alle Verhältnisse der civilisirten, ja wohl der ganzen, Welt eine durchaus veränderte Richtung erhalten haben.

Der 20. November 1815 brachte endlich Europa zum zweiten Male den Frieden, dessen es so sehr bedurfte, und zu dessen Sicherung der Gewaltherrscher ein einsames Felseneiland im Weltmeere beziehen mußte. Derselbe Mann, welcher kurz zuvor im stolzesten Uebermuthe jede Friedensbedingung zurück wies, und erklärte, daß er von Frankreich auch nicht eine Spanne abtreten werde, nannte nun auch nicht eine Spanne von Frankreich mehr sein!

In bequemen Tagemärschen kehrten die Sieger in die Heimath zurück. Silberbach, dessen wieder erblühete Körperkraft ihm nichts zu wün-

schen übrig ließ, konnte es sich nicht versagen, einen Umweg zn machen, um seine Vaterstadt und seine Schwestern zu besuchen. Er fand die ältere am Krankenlager der jüngern, von welchem diese nicht wieder erstand. Ihr Gatte hatte durch eine gewagte, unglückliche Spekulation, mehr noch durch die Unredlichkeit eines Agenten in London, welchem er zuviel vertrauet hatte, sein ganzes Vermögen verloren. Um noch einige Trümmer desselben zu retten, begab er sich im Herbste zur See, hatte aber das Unglück, durch die Gewalt eines Aequinoctialsturmes in der Nähe von Rye, auf der daselbst befindlichen Landzunge zu scheitern, und sein Leben einzubüßen. Vor einigen Tagen erst hatte die bedauerungswürdige Wittwe diese traurige Kunde, mit allen dahin gehörigen Belägen zu ihrer Bestätigung, erhalten, wodurch leider jeder Zweifel beseitigt ward; und wenig Stunden darauf war die Versiegelung des Comptoirs und der übrigen Zimmer des Hauses, mit Ausnahme derer, welche die Wittwe bewohnte, von Gerichts wegen verfügt worden. So harten Schlägen war die Leidende nicht gewachsen. Ein apoplexischer Zufall warf sie darnieder; und in diesem traurigen, hoffnungslosen Zustande fand Silberbach seine geliebteste Schwester, die er im Schooße des Glücks, im

Genusse stiller, häuslicher Freuden angenehm zu überraschen gedachte.

Als er eintrat, saß die Schwester Barbara am Bette der Kranken, das einzige Kind der letzteren, ein Mädchen von vier Jahren, auf ihrem Schooße. Sprachlos, gebrochenen Auges und todesmatt streckte die Sterbende dem eintretenden Bruder, den sie trotz ihrer Schwäche doch sogleich erkannte, die linke Hand entgegen. Die rechte war vom Schlage gelähmt. Barbara aber erzählte mit einer Art von Geschwätzigkeit, welche nur einen sehr geringen Grad von Rührung und wahrer Theilnahme durchblicken ließ, die Unglücksgeschichte des Hauses, und daß der so eben da gewesene Arzt erklärt habe, die Schwester sei nicht mehr zu retten.

„Siehst Du nun, fuhr sie, zu Silberbach gewendet, fort, wie weise ich gehandelt habe, wenn ich bisher jede Bewerbung standhaft zurückwies?" Und von einem tiefen Seufzer begleitet sprach sie folgenden Vers:

Eitle Welt! die Krone,
Die Du mir zum Lohne
Deiner Wollust weis'st,
Und dadurch die Sinnen
Denkest zu gewinnen,
Die verlacht mein Geist.

Deine Lust wird meine Brust
Durch den Schein der Süßigkeiten,
Nimmermehr verleiten.

„Mir ahnte von jeher, daß aus dieser Verbindung nichts Gutes entstehen werde, indem Liebenfeld ein leichtsinniger Mensch war, der sein Glück auf die Spitze einer Stecknadel stellte, und von allen Menschen nichts als Gutes dachte. Nun haben wirs! das sind die unausbleiblichen Folgen solcher unchristlichen Gesinnungen. Denn in der Schrift heißt es: Seyd klug wie die Schlangen; und Syrach sagt: Hilf Dir zuvor selbst, ehe Du Andere arzeneyest. Da liegt er nun in England todt und begraben, und es ist wahr geworden, was Sirach spricht: Es sind auch die Winde ein Theil zur Rache geschaffen, und durch ihr Stürmen thun sie Schaden; und wenn die Strafe kommen soll, so toben sie, und richten den Zorn aus, deß, der sie geschaffen hat. — So sind also die Stürme des Meeres sein Unglück geworden, und es ist Alles dahin gefahren, wie ein Schatten, und wie ein Geschrei, das vorüberfähret. Wie ein Schiff auf den Wasserwogen dahin läuft, dessen man, so es vorüber ist, keine Spur finden kann, noch desselbigen Bahn in der Fluth. Es gefällt Manchem ein Weg wohl, aber endlich bringet er ihn

zum Tode. Das Haus der Gottlosen wird vertilget; aber die Hütte der Frommen wird grünen.

Während dieser salbungsvollen Rede hatte sich Silberbach über die Hand seiner sterbenden Schwester geneigt, und heiße Thränen des Mitgefühls quollen darauf nieder. Er war so sehr mit seinem Schmerze beschäftiget, daß er Barbaras Worte kaum halb hörte. Diese nahm dagegen sein Stillschweigen, seine tiefe Rührung für eine Folge ihrer frommen Betrachtungen; und indem sie auf das liebliche, blondgelockte Kind zeigte, welches auf ihrem Schooße entschlummert war, fuhr sie fort: „Was soll nun aus Diesem hier werden; und wo soll es bleiben; und wer wird es ernähren? denn es bleibt Nichts übrig, gar Nichts, nicht einmal soviel als die Begräbnißkosten betragen werden, indem die Creditores den ganzen Nachlaß in Anspruch genommen haben, und bei alledem mehr als die Hälfte einbüßen werden!"

In diesem Augenblicke zuckte die Hand der Sterbenden. Mit großer Anstrengung nahm sie das Händchen des Kindes, und legte es in die Hand des vor ihrem Bette knieenden Bruders. „Ich verstehe Dich, Wilhelmine! sagte er mit sanfter Stimme. Ja ich werde der Vater Dei-

nes Kindes sein, und mein Weib seine Mutter. Wir wollen das holde Wesen als unser eigenes versehen, und ihm seine so früh verlornen, geliebten Eltern nach Möglichkeit zu ersetzen suchen." Ein seliges Lächeln überstralte und verklärte die Gesichtszüge der unglücklichen Frau; und ein leiser Händedruck gab ihrem dankbaren und menschenfreundlichen Bruder zu erkennen, daß sie ihn verstanden habe.

„Nun, das ist ein Wort zu seiner Zeit, bemerkte Barbara; das heiße ich edel gedacht. So ist doch nun für den unschuldigen Wurm gesorgt."

„Muß ich nicht? erwiederte Silberbach, da Du gar nicht die Absicht zu haben scheinst, Dich der Erziehung des lieben Kindes anzunehmen."

„Ja, ja! antwortete sie, und schlug die Augen frömmelnd gen Himmel:

Muß ist ein bitter Kraut;
Denn unserm Fleisch und Blute
Ist nicht gar wohl zu Muthe,
Wenn Gott mit Ruthen hau't.
Doch es muß seyn gelitten;
Gott hat uns zu gebieten.
Muß ist ein bitter Kraut.

„Wiewohl ich selbst fünf Kinder zu erziehen habe, so nehme ich dies sechste nicht weil ich muß,

sondern betrachte es als eine theure Erbschaft, und seine Erziehung als seine Gelegenheit, meiner vortrefflichen Schwester den Dank für jene Hülfe abzutragen, um welche ich Dich damals vergeblich bat. Jene Summe, sammt den Zinsen, soll nunmehr das künftige Vermögen der kleinen Antonie bilden."

„Dachte ichs doch, sagte Barbara, daß das Geld noch nicht zurück gezalt sein würde. Darum spricht Jesus Sirach: Mancher meinet, es sey gefunden, was er borget, und macht den unwillig, so ihm geholfen hat. Er küsset einem die Hand, dieweil man ihm leihet, und redet so demüthig um des Nächsten Geld. Aber wenn er es soll wieder geben, so verziehet er es, und klagt sehr, es sey schwere Zeit. Nun in Gottes Namen! ich will nur wünschen, daß die Creditoren das Anlehn nicht auch in Anspruch nehmen mögen."

Silberbach hörte wenig von Allem, was Barbara sprach; sein Geist war mit der liebenden Schwester beschäftiget, welche immer schwächer zu werden schien; und sein ganzes Gemüth lösete sich in Wehmuth auf.

Da trat der Prediger ein, welcher schon am Morgen da gewesen war, und der Kranken das Abendmahl gereicht hatte. Silberbach er-

kannte in dem Greise seinen ehemaligen Lehrer. Weinend warf er sich an seine Brust. Er hatte doch nun ein Herz, welches seinen Schmerz mit empfand. Aber kaum hatte sich der würdige Geistliche ans Krankenbette gesetzt, um der Sterbenden im Gebete Trost zuzusprechen, als diese sanft verschied, das brechende Auge auf die kleine Antonie gerichtet, welche, nunmehr erwacht, mit kläglicher Stimme die entschlummerte Mutter zu erwecken suchte.

Silberbach drückte den letzten Kuß auf die bleiche Wange der Verewigten. Dann hob er das Kind auf seine Arme, und preßte es an die Brust. „Weine nicht, Du arme Verwaisete, sagte er begütigend, und strich ihm die blonden Löckchen von der Stirn zurück. Dein Mütterchen ist nur hin gegangen, den Vater zu trösten. Wenn Du aber mit mir gehst, dann findest Du beide wieder, Vater und Mutter."

„Amen!" sagte der Pfarrherr, und wischte eine Thräne von den grauen Wimpern.

„Nimm es im Namen des Herrn! sagte Barbara. Aber verziehe und verzärtele es nicht, sondern beuge ihm den Hals, weil es noch jung ist; bläue ihm den Rücken, weil es noch klein ist, auf daß es nicht halsstarrig und Dir ungehorsam werde. Denn wer sein Kind lieb hat, der

hält es stets unter der Ruthe, daß er hernach Freude an ihm erlebe."

Die beiden folgenden Tage bis zum Begräbnisse, während welcher Zeit die Leiche und das Haus von einer treuen Magd und ihrer Mutter bewacht wurden, verweilte Silberbach mit seinem Pflegekinde im Hause des biedern Predigers, wo er, bei der liebreichsten Aufnahme, zugleich erquickenden Trost in seiner traurigen Lage fand. Mehrere Freunde der Verstorbenen, und ihres voran gegangenen Gatten, baten um die Ehre, das Leichenbegängniß auf ihre Kosten veranstalten zu dürfen, welches demnächst auch auf eine eben so anständige als feierliche Weise bewerkstelligt wurde. Eine lange Trauerfolge begleitete die Ueberreste der allgemein geschätzten Frau zur letzten Ruhestätte, und mehrere hundert Arme schlossen sich dem feierlichen Zuge wehklagend an, denen sie im Leben, mit wahrhaft christlicher Milde, Wohlthaten erzeigt hatte.

Nachdem Silberbach nun auch diese letzte traurige Pflicht erfüllt hatte, und von seinem Freunde, dem Prediger, mit dem erforderlichen Geldvorschusse zur Reise versehen worden war, nahm er von den Gastfreunden und seiner Schwester Barbara gerührt Abschied, und eilte den Seinen zu, wo ihn die Freude des Wiedersehns

erwartete; ein Umstand, welcher nicht wenig dazu beitrug, seinen Gram zu mildern und seine düstere Stimmung zu erheitern.

Am fünften Tage nach seiner Abreise, und zwar gerade am heiligen Christabende, langte er vor seiner Wohnung an, welche er seit länger als dritthalb Jahren verlassen hatte. Ein Blick nach oben zeigte ihm die ungewöhnlich hell erleuchteten Fenster, und somit, daß das fröhliche Christfest, das seligste Freudenfest der Kinderwelt, bereits begonnen habe. Seine Antonie auf dem Arme ging er leise hinauf, und öffnete eben so behutsam die Thüre des festlichen Zimmers. Da stand der, von mehreren hundert Kerzen erleuchtete, flimmernde Weihnachtsbaum in der Mitte des Zimmers auf einem runden Tische, welcher die glänzende Bescheerung trug. Und diesseits standen sechs Kinder um den Tisch; und das älteste derselben betete einen frommen Spruch und die Mutter stand an der andern Seite des Tisches, verhüllt von den Zweigen der grünen Pyramide; und hinter ihr standen noch mehrere Personen, theils ihre Blicke unverwandt auf die liebliche Kindergruppe geheftet, theils geblendet von dem hellen Scheine der Weihnachtskerzen, so daß sie nicht bemerkten, wie sich die Thüre des

Zimmers halb geöffnet hatte, und noch Jemand dadurch herein lauschte, dessen Ankunft sie sich heute am wenigsten versehen konnten.

Als nun aber das Gebet geendet war: da trat der Vater plötzlich vor in den Kreis der Seinen; und laut aufschreiend vor Ueberraschung und Freude warf sich die Gattinn an seine Brust; und jubelnd umstrickten ihn die Kinder, indem das eine hier, das andere da an ihm empor kletterte; und gerührt naheten sich die beiden liebreizenden Schwägerinnen, ihr „Willkommen!" auszusprechen; und es war eine Freude, und eine Lust, und ein Jauchzen, und Herzen, und Küssen, und Umarmen, daß die Engel im Himmel sich darüber freueten, und ein fröhliches Halleluja sangen.

„Und was bringst Du uns denn da, mein Väterchen?" fragte die achtjährige Elisabeth.

„Ein Christkind bringe ich Euch, rief der Vater, ein Christkind!" Ein Christkind, ein Christkind! jubelte die glückliche Kinderschaar. „Sey uns willkommen, Du liebliches Christkind!" sagte der zehnjährige Fritz, und küßte das Mädchen auf die rosige Wange. „Hierher, hierher, Christkindchen! rief der jüngere Eduard. Wir wollen theilen; von Allem sollst Du die Hälfte haben."

„Wie schön Dir Dein Lippenbart steht, und wie braun Du geworden bist!“ sagte Amalie schmeichelnd, und führte ihren Emanuel in den Sopha, während die Schwestern hinaus eilten: die eine, um die frohe Botschaft ins Gyllensteinsche Haus zu bringen; die andere, um für den lieben Silberbach eine Erfrischung zu bereiten.

„Du hast uns ein gar liebes Christkind gebracht, fuhr Amalie fort, und streichelte dem Gatten die Wange. Aber nun möchte ich auch wissen, wo es her ist, und wem es angehört, und was sein Erscheinen zu bedeuten hat?“

„Das sollst Du wissen, wenn Du mir zuvor eine Frage beantwortet hast, erwiederte Silberbach. Wenn ich nicht irre, hinterließ ich Deiner Obhut fünf Kindlein, die ich auch alle wieder erkenne, trotz dem, daß sie sich sehr verändert haben. Nun finde ich aber deren sechs, und zwar dies sechste frappant ähnlich demjenigen, welches ich damals als das jüngste verließ. Wo ist d a s her, wem gehört es an, und was hat sein Erscheinen zu bedeuten?“

„Du irrst, mein Silberbach! sagte Amalie, ihn umarmend, und hold erröthend; auch dieses sechste hast Du, wenngleich unbewußt, meiner Obhut hinterlassen. Auch dies ist ein Christkind; und heute sind es zwei Jahre, daß es Dir von

mir geboren wurde. Siehe, ob der kleine Heinrich nicht ein Christkind zu sein verdient."

Da sprang der kleine, muntere Knabe herbei, kletterte auf des Vaters Schooß, schlang seine Händchen um dessen Nacken, und drückte sich fest an seine Brust.

„Sey auch Du mir willkommen, Du herziges Christkind! sagte Silberbach, während eine süße Freudenthräne sein Vaterauge netzte. — Und diese schöne Hoffnung konntest Du mir damals verschweigen; und keiner Deiner Briefe erwähnt auch nur ein Wort von der Geburt dieses lieben Kindes?"

„Vielleicht wäre Dein Vorsatz, in die Reihen der Vaterlandsvertheidiger zu eilen, durch den Gedanken erschüttert worden, daß ich der bangen Stunde ohne Dich würde entgegen sehen müssen. Darum verschwieg ich Dir, was meinem Mutterherzen schon damals ahnete. Und wenn ich Dir den Zuwachs unseres Familienkreises nicht meldete, so geschahe es auf meines guten alten Vaters vielfältige Bitte. Du solltest bei Deiner Ankunft mit einem Christkindchen überrascht werden, wie es denn auch zu meiner unaussprechlichen Freude heute in einem Grade geschehen ist, wie ich es nie erwartet hätte. — Aber nun —

Da öffnete sich die Thüre, und Silberbach

lag am Herzen Gyllensteins und seiner Gattin, und die munteren Schwägerinnen ließen es sich auch nicht nehmen, ihm ein Küßchen, und noch eins aufzudrücken, trotz dem fatalen Lippenbarte, der so empfindlich stach.

Als sich nun Alle um den duftenden Theetisch niedergelassen hatten, und die Kinderwelt sich an den bunten Spielsachen, den Bilderbüchern und Näschereien vergnügte, legte Silberbach über sein Christkind Rechenschaft ab. Durch die traurige Geschichte wurden Aller Herzen für die liebliche Waise gewonnen, und jedes Mitglied der Familie machte seine Anerbietungen. Amalie aber nahm das neue Christkind für sich allein in Beschlag. „Ihr Alle habt heute eine Bescheerung erhalten, selbst mein Emanuel in seinem Heinrich, sagte sie. Ich allein würde leer ausgegangen sein, wenn mir nicht dieses Christpüppchen geworden wäre. Darum soll es auch mein eigen seyn, und Niemand daran ein Recht haben, als ich.“

„Und rechnest Du mich für nichts?“ sagte Silberbach mit sanftem Vorwurfe.

„Du, mein Alles, meine höchste und größte Bescheerung, die mir ein gütiger Gott heute geben konnte, erwiederte sie liebevoll. Aber für die lange, lange Entbehrung, die mir nur durch

den Umgang mit meinen Kleinen, durch den Trost meiner guten Eltern erträglich gemacht werden konnte, habe ich auch wohl eine doppelte Bescheerung verdient."

„Auch mir sey es die liebste, welche mir auf dieser Erde noch werden konnte, sagte der alte Gyllenstein mit tiefer Wehmuth. Nicht lange, meine Lieben! werde ich noch unter Euch weilen. Seit einiger Zeit fühle ich eine merkliche Abnahme meiner Kräfte, und wenn das so fort geht, könnt Ihr die ersten Veilchen auf meinen frischen Grabhügel streuen. Darum entzog ich mich schon dem heutigen fröhlichen Kinderfeste, und meine gute Maria blieb mir zur Gesellschaft auch zu Hause. Nur die freudige Botschaft von Ihrer Ankunft konnte mich aus meinem Lehnstuhl treiben. Nun, wie Gott will! Die beiden Mädchen da sind Bräute; für sie ist, dem Himmel sey Dank! gesorgt, und meine gute Maria, die treue Gefährtin meiner schönsten Lebenstage, wird fortan die geliebte Mutter dreier glücklichen Familien seyn. Damit Sie es wissen, Herr Sohn! Hannchen ist mit dem Amtmann Eichthal; und Florentine mit dem Tribunal-Sekretair Görne verlobt. In vier Wochen wird die zweifache Hochzeit."

Das war eine traurige, und eine frohe

Nachricht zugleich. Wie man indessen meistens die Wahrheit einer Voraussagung bezweifelt, welche auf den Tod hindeutet, wenn nicht die bestimmtesten Zeichen davon vorhanden sind: so wurde auch hier darüber mehr gescherzt als nachgedacht, und im Ganzen erhielt sich in der Gesellschaft eine mehr heitere als ernste Stimmung, welche noch durch die mancherlei Beglückwünschungen von Seiten Silberbachs an seine bräutlichen Schwägerinnen befestigt wurde.

Nun kam die Reihe des Erzählens an den zurückgekehrten Krieger. Hoch auf horchten Alle, selbst diejenigen Kinder, welche der Schlaf zuletzt nicht überwältigt hatte; und alle die herzerhebenden, traurigen, oder fröhlichen Ereignisse des Kriegerlebens wurden hier noch einmal von Allen durch- und mitempfunden, bis die Mitternachtsstunde endlich den traulichen Familienkreis trennte.

Bei Silberbachs Jägerdetaschement stand unter andern auch ein Jüngling, welcher von einer süddeutschen Universität dahin abgegangen war, und dessen Name hier billig verschwiegen werden muß. Beide schlossen einen Freundschaftsbund, wiewohl an Jahren um ein volles Dezennium und nicht minder in der Richtung mancher Grund-

säße und Neigungen von einander unterschieden. Dagegen harmonirten sie wunderbar in ihren Empfindungen, besonders in der Begeisterung für das gemeinsame deutsche Vaterland, in der Ueberzeugung, daß das dauernde Wohl desselben nur durch wahren Heldenmuth errungen werden könne.

Nach Beendigung des Krieges, in welchem der erwähnte Student eben so viel Beweise außerordentlicher Tapferkeit als jugendlicher Unbesonnenheit geliefert hatte, bezog er die früher verlassene Universität, um das Versäumte nachzuholen, und seine Studien zu beendigen. Während dieser Zeit korrespondirte er fleißig mit Silberbach. In allen seinen Briefen sprach sich ein schwärmerischer Enthusiasmus für Deutschlands politische und religiöse Einheit aus, ohne daß der Verfasser sich jedoch anders als in ganz allgemeinen Ausdrücken über die Mittel dazu ausließ. Silberbach, in dessen Charakter es lag, Jedem seine Meinung zu lassen, widersprach ihn in seinen seltenen Antworten nicht. Er kannte den jungen Brausekopf, und wußte zu gewiß, daß er keiner schlechten Handlung fähig sey.

Auch das Wartburgsfest am 18. October 1817 hatte der Bruder Studio mit gefeiert. Er schrieb darüber an Silberbach einen langen Brief, erwähnte darin der Büchertitel und Bücher, des

Schnürleibes, des Haarzopfes und des Corporalstockes, welche dem Feuer übergeben worden waren, so wie des neuen Freundschaftsbundes, den er mit dem, späterhin zur wohlverdienten Strafe für sein Verbrechen hingerichteten, Karl Sand geschlossen habe. Am Ende des Schreibens kam die Stelle vor:

„Wohl mir, daß ich auch in Ihnen einen Freund besitze, der meine Ueberzeugung theilt. Kein Heil für Deutschland ohne Einheit! Alle müssen wir dahin streben, dies Ziel zu erreichen, möge es auch kosten, was es wolle. Die Vorbereitungen sind im besten Gange. Wirken Sie in ihrem Kreise mit Behutsamkeit und Stille aus allen Kräften ebenfalls dahin. Mein nächstes Schreiben wird Ihnen den Plan überbringen, nach welchen gehandelt werden muß. Zwei wackere Bursche von Ihrer Universität, die ihre Studien hier beendigen wollen, haben mich unterrichtet, was wir von Ihnen zu erwarten haben."

Silberbach fand sich nicht gemüssigt, auf dieses, ganz falsche Voraussetzungen enthaltende, Schreiben etwas zu erwiedern, welches auch wohl die Ursache seyn mochte, daß der verheißene Plan ihm nicht zugesandt wurde, wenn überhaupt ein solcher irgend anderswo, als in den Köpfen eini-

ger windigen Studenten existirte. Er sah die unreife Idee für eine Chimäre an, die über kurz oder lang in sich selbst zerfallen müsse, und lächelte über das thörigte Bestreben nach einer andern Einheit, als derjenigen welche auf Gesetz und Recht, so wie auf die biedern Gesinnungen der deutschen Völkerstämme, und auf die Anhänglichkeit und Liebe an ihre ehrwürdigen Fürstenhäuser gegründet sey.

Ein paar Monate später empfing er wiederum ein Schreiben, worin ihm der junge Freund die Anzeige machte, daß er gegenwärtig ein wohlexaminirter, und im Examen wohlbestandener Candidat der Theologie sey, schon viermal mit erwünschtem Beifall geprediget, und sogar die Aussicht auf eine, wiewohl mit weniger als mittelmäßigen Einkünften versehene, Pfarre in dortiger Gegend habe. Die Gegend gefalle ihm aber noch weniger als die Pfarre. Er wünsche nichts mehr, als in der Nähe seines lieben Silberbachs ein Amt zu finden, und bitte ihn, bei vorkommender Gelegenheit, seiner eingedenk zu seyn. Bis dahin habe er den Plan, noch den Studien auf der Akademie obzuliegen, von welchen er sich nur höchst ungern trenne, umsomehr, da es ihm nicht an Mitteln fehle, diesen Vorsatz auszuführen.

Silberbachs verhängnißvolle Antwort darauf lautet, wie folgt:

„Um Sie, mein lieber, junger Freund! nicht noch länger auf eine Antwort warten zu lassen, versichere ich Sie, wiewohl in großer Eile, der innigsten Theilnahme und thätigsten Mitwirkung. Sie wissen aus früheren Mittheilungen, daß ich, selbst unter großen Bedrängnissen, nicht anders zu denken vermochte. Ihr Plan hat meinen ganzen Beifall! Indem ich den weiten Kreis meiner Bekanntschaften in hiesiger Gegend für Ihre Absicht in Anspruch zu nehmen gedenke, werde ich meinen ganzen Einfluß aufbieten, derselben nach Wunsch zu entsprechen, und mich unendlich freuen, wenn Alles glücklich geht. Nächstens mehr. Leben Sie wohl!“

Hiernächst vergingen fast zwei Jahre, ohne daß Silberbach eine passende Pfarre für seinen Freund hätte ausmitteln können. Auch war der Eifer für ihn einigermaaßen erkaltet, weil er nicht wieder an ihn geschrieben hatte, und Silberbach sich von ihm vergessen, oder ihn bereits anderweitig versorgt wähnte. Da erfolgte Sands schreckliche That, und Silberbach sahe jetzt mit Erstaunen, wohin politisch-religiöse Schwärmerei einen so braven und guten Jüngling führen könne.

Allgemein, wiewohl mit Unrecht, wurde vorausgesetzt, daß Sand nur Einer von Vielen gewesen, welche den Umsturz der Ordnung und alles Bestehenden beabsichtigt hätten, und daß sich eine durch ganz Deutschland, besonders auf den Universitäten, verzweigte Verbindung für diesen furchtbaren Plan gebildet habe. In Folge dieser Voraussetzung wurden von oben herab überall die strengsten Nachforschungen angestellt, und da die bekannten freimüthigen Aeußerungen des obenerwähnten Correspondenten Silberbachs Vielen kein Geheimniß waren, so wurde er eines Abends, nachdem er kurz zuvor eine sehr vortheilhafte Hofmeister-Stelle in einem gräflichen Hause aufgegeben hatte, und zur Universität zurück gekehrt war, arretirt.

Unter seinen Papieren fand man einige, welche ihn allerdings demagogischer Umtriebe verdächtig machten; besonders war es das Schreiben Silberbachs, welches, wiewohl ganz absichtslos, in so zweideutigen Ausdrücken abgefaßt war, daß ein eifriger oder befangener Inquisitor leicht dadurch getäuscht werden konnte. Die Folge war, daß auch Silberbachs Papiere in Beschlag genommen wurden, unter welchen sich nur das zuerst gedachte Schreiben des verhafteten Studenten befand, da Silberbach die Gewohnheit hatte, zu ge-

wissen Zeiten alle Briefe zu kassiren, die für ihn von keinem besonderen Werthe waren, und dieser nur ganz zufällig der Vernichtung entgangen zu seyn schien.

Freilich war es nicht zu leugnen, daß das bei dem Studenten gefundene Schreiben Silberbachs als Antwort auf dieses wunderbar paßte, wenn man annahm, daß Silberbach, aus Vorsicht, sich absichtlich lakonisch ausgedrückt habe. Er mochte daher noch so gewissenhaft den wahren Zusammenhang der Sache angeben: der Beweis schien zu überführend, zu schlagend; man vermuthete, daß in der Folge sich noch ganz andere Data ergeben würden, und — der arme, der schuldlose Silberbach wurde seiner Professur entkleidet. Zwar behielt er das mit dieser Stelle verbundene halbe Gehalt, unter der Bedingung daß er sich alles Umgangs mit Studenten, so wie aller mündlichen und schriftlichen Erörterung des Gegenstandes strenge enthalte; die Besoldung betrug indessen nur fünfhundert Gulden, wovon er, da nunmehr seine zahlreich besuchten und reichlich honorirten Vorlesungen eingestellt waren, mit seiner Familie nicht leben konnte, die ohnehin seit jenen Christabenden sich um zwei Persönchen vermehrt hatte. Ueberdies war er aufs neue in Schulden gerathen. Nach der Ent-

siegelung der Papiere seines verunglückten Schwagers Liebenfeld und dessen Gattin, hatte man seinen Schuldschein gefunden, dessen Betrag ihm die Schwester freilich längst geschenkt hatte. Der Curator der Masse wollte indessen von dieser durch Nichts zu beweisenden Schenkung — da der Brief darüber nicht mehr vorhanden war — keine Notiz nehmen, erwirkte vielmehr ein Urtheil gegen Silberbach; und da der mäßige Geldvorrath während seiner Abwesenheit im Kriege darauf gegangen war, so mußte er die unvermuthete Zahlung durch einen Anlehn decken, und zu dessen Berichtigung jährlich die Hälfte seiner Besolduug hingeben.

Aus dem elterlichen Hause seiner Amalie konnte ihm in dieser großen Verlegenheit keine Hülfe werden. Der alte Gyllenstein hatte leider wahr gesprochen: die ersten Veilchen des Frühlings 1815 verdufteten auf seinem Grabhügel. Seine Wittwe hatte den sehr unbedeutenden Ueberrest ihres Vermögens dem Amtmann Eichthal, ihrem nunmehrigen Schwiegersohne, übergeben, wofür er sie lebenslänglich zu unterhalten sich verpflichtet hatte; und weder diesen Eichthal, der eben so geizig als ungefällig war, noch den zweiten Schwager, Gören, dessen Einkünfte nur eben seinen dringendsten Bedürfnissen entsprachen,

mochte Silberbach um Hülfe ansprechen. Er entschloß sich daher, mit Einwilligung seiner Gattin; die Universitätsstadt zu verlassen, alles irgend Entbehrliche zu Gelde zu machen, aufs Land zu ziehen, wo so manches Bedürfniß leichter und wohlfeiler zu befriedigen, manche Einschränkung mehr zu machen möglich ist, als in der Stadt; und hier sich mit literarischen Arbeiten zu beschäftigen, welche doch nicht ganz ohne pekuniären Nutzen für ihn seyn konnten.

Um diese Zeit hatte seine Schwester Barbara einen Liebeshandel mit einem Manne gehabt, der wenigstens zwanzig Jahre jünger war, als sie. Lange war sie verblendet genug, zu glauben, daß die eifrigen Bewerbungen des zärtlichen Liebhabers nur ihrer Person galten; endlich aber, und noch zu rechter Zeit, wurden ihre Augen geöffnet, indem sie die vollkommenste Ueberzeugung gewann, daß der Verlobte nur nach ihrem Vermögen getrachtet, um seine schlimmen Umstände dadurch zu verbessern, und hinter ihrem Rücken von ihrer Person sehr übel gesprochen habe. Sie zog sich also zurück, hatte sich aber durch ihr früheres verliebtes Wesen in ihrem Wohnorte so lächerlich gemacht, und wurde von ihrem verstoßenen Liebhaber so grimmig verfolgt, daß sie in einem Schreiben an ihren Bruder Emanuel

den Wunsch äußerte, fortan gegen ein billiges Kostgeld bei ihm zu leben.

Silberbach ergriff diese Gelegenheit, ihr den Vorschlag zu machen, ihr Vermögen, was durch strenge Sparsamkeit fast bis auf fünftausend Gulden angewachsen war, auf den Kauf eines hübschen Landhauses nebst Garten zu verwenden. Hier solle sie für die halben Zinsen Wohnung und Unterhalt genießen, und als ein geehrtes Mitglied der Silberbachschen Familie betrachtet und behandelt werden.

Barbara, die nach einer ganz genauen Berechnung diesen Vorschlag äußerst vortheilhaft fand, ging auf den Vorschlag ein, sandte einen ihr ergebenen, sachverständigen Kommissionair nach dem Gütchen ab; der Handel wurde geschlossen; und schon nach Monatsfrist ward die neue Wohnung von beiden Theilen bezogen.

Fleiß und Genügsamkeit, bei der höchstmöglichsten Einschränkung, waren die Zaubermittel, wodurch die zahlreiche Familie es möglich machte, sich zu erhalten. Silberbach unterrichtete seine Kinder selbst; die übrige Zeit verwendete er aber zu schriftstellerischen Arbeiten, und die Mitternachtsstunde fand ihn fast täglich bei seiner Studirlampe. Er war nicht nur einer der thätigsten und geschätztesten Mitarbeiter an den gelesensten

Journalen und Taschenbüchern, unter einem angenommenen Namen, sondern gab auch verschiedene Werke schönwissenschaftlichen Inhalts heraus, wozu sein Genius am meisten sich hinneigte, und für welche er auch weit eher einen Verleger fand, als für einige, schon Jahre lang in seinem Pulte liegende, philosophische und mathematische Schriften.

Die Silberbachsche Familie würde in dieser selbstgewählten Einsamkeit überaus glücklich gelebt haben, wenn nicht im Laufe der Zeit mancherlei Umstände eingetreten wären, die ihre Zufriedenheit zu untergraben droheten.

Die Tante Barbara verdient in dieser Beziehung vor Allem genannt zu werden. Andächtelnd, frömmelnd, eitel, geizig und herrschsüchtig wie sie war, mußte sich Jedermann in ihre, oft ganz unerträglichen, Launen zu fügen suchen, wenn nicht ein verdrießlicher Wortkampf entstehen sollte, in welchem sie dennoch, wohl oder übel, jedesmal Sieger blieb. Ihre Art, Sprüchwörter, so wie Bibel- und Liederverse anzubringen, kennen wir bereits. Mit diesen Waffen schmetterte sie jeden auch noch so vernünftigen Einwand nieder; und ließ Amalie irgend einmal

eine Bemerkung fallen, wie lästig sie sich den Hausgenossen durch ihre Rechthaberei mache: so drohete Barbara sofort, ihr Kapital einzuziehen und folglich der Familie, die sich ohnehin nach und nach bis auf eilf Kinder, ohne das Christkind, vermehrte, den allerempfindlichsten Schlag beizubringen. Silberbachs nie endende Geduld, seine unverwüstliche Freundlichkeit und Seelenruhe, boten alsdann immer das einzige Mittel dar, den Sturm zu beschwichtigen, und die traurigen Folgen einer solchen Auflösung der bestehenden Verhältnisse abzuwenden.

Es war des Vaters sehnlichster Wunsch gewesen, einige seiner Söhne, wenigstens doch den ältesten, studiren zu lassen, welcher sich dazu durch die vortrefflichsten Geistesgaben ganz besonders zu eignen schien. Die Unzulänglichkeit der dazu erforderlichen Mittel zwangen ihn jedoch, diesen Lieblingsplan aufzugeben, und er war daher genöthiget, auf eine andere Laufbahn für den nunmehr siebenzehnjährigen Jüngling zu denken. Lange wählte er vergeblich unter denjenigen Fächern, von welchen er einigermaaßen mit Zuverlässigkeit voraussetzen durfte, daß selbige Hermanns Neigung entsprächen. Da fiel ihm einst zufällig die Didotsche Stereotyp-Ausgabe des Rousseau in die Hände, und nun wurde es ihm

auf einmal klar, wozu er seinen Sohn zu bestimmen habe. Dieser, welcher den Vorschlag seines Vaters ehrerbietig aufnahm, und keine größere Freude kannte, als ihm in Allem kindlich zu folgen, entschied sich unbedenklich dafür, und ging schon einige Wochen darauf als Lehrling einer soliden Buchhandlung nach der Residenz ab. So sehr es Silberbach mit Dank gegen die Vorsehung erkannte: so erfüllte es ihn doch eine lange Zeit mit tiefem Kummer, seinen Erstgebornen dem Quell der Wissenschaften, der Universität, für immer entzogen zu sehen, und es wurde ihm schwer, sich in das Unvermeidliche zu fügen.

Endlich traf die ganze Familie, Tante Barbara ausgenommen, noch ein harter Schlag, dessen sich ihre liebenden Herzen am wenigsten versehen hatten.

Der ältere Silberbach, welcher bei einer höchst belohnenden Praxis reich geworden, aber unverheirathet geblieben war, forderte nämlich Antonien, das Christkind, zu sich, um, wie er sich ausdrückte, ihr die nothwendige Erziehung geben zu lassen, welche ihr auf dem Lande unmöglich in dem erforderlichen Grade werden könne. Hiernächst habe er die Absicht, dereinst für ihre Ausstattung zu sorgen, auch in seinem Testa-

mente ihrer zu gedenken, falls er unverheirathet bleibe, und Antonie ihn wie eine Tochter liebe und ehre. Werde sie ihm aber vorenthalten, oder habe man ihr etwa eine Abneigung gegen ihn eingeflößt: so werde er ohne Umstände fremder Leute Kind jene Vortheile einräumen, wozu sich so eben eine passende Gelegenheit darbiete.

Das, nunmehr eilfjährige, Christkind hatte die Liebe aller Familienglieder in einem so hohen Grade gewonnen, daß eine allgemeine Trauer eintrat, wie jenes Schreiben vorgelesen wurde. Antonie flog zitternd an den Hals ihrer zweiten Mutter, und bat, sie nicht zu verlassen. Sie habe ja Alles, was ihr nöthig sey, und noch so Manches mehr; und wenn der reiche Onkel es noch so gut mit ihr vorhabe, so könne er ihr unmöglich mehr Wohlthaten erzeigen, als sie hier genieße. „Wir wollen es überlegen, sagte Silberbach; die Sache ist zu wichtig, als daß man nicht mit gutem Gewissen einen Posttag sollte überschlagen können.“ Amalie drückte stumm, aber mit sehr beredeten Thränen, das geliebte Pflegekind an ihr Mutterherz, welches so reich an Liebe war. Die älteren Kinder riefen dem Mädchen beruhigend zu: „Fürchte Dich nicht, Tony, Du bleibst bei uns, wir lassen Dich nicht!“ Die jüngeren umarmten sie schweigend und schmei-

chelnd. Nur Tante Barbara, die mit einigem Unwillen auf die Gruppe herab gesehen hatte, sagte: „Wie ist es möglich, daß Ihr Euch noch besinnen könnt, was hier zu thun sey? Wie gut meint es doch der Herr Bruder, wenn er die löbliche Absicht hegt, sein schönes Vermögen in der Familie zu erhalten, und eine blutarme Waise glücklich zu machen! Aber so geht es:

Niemand lebet in der Welt,
Der es stets in allen Sachen
Einem Jeden recht kann machen,
Daß er Allen wohl gefällt:
Denn was Einem gleich beliebet,
Hat den Andern oft betrübet.

Soviel sage ich: laßt Ihr das Kind nicht zu ihm, so ziehe ich hin; denn aus der Familie darf das Vermögen schlechterdings nicht, und Euch hat er es einmal nicht bestimmt, das müßt Ihr einsehen, und ich kann es nicht tadeln. Darum laßt Euch rathen; denn ein guter Rath thut sanft, aber der Verräther Weg bringt Wehe. Ein Kluger thut Alles mit Vernunft; ein Narr aber breitet Narrheit aus; und — durch weise Weiber wird das Haus erbauet. Denn einen Armen hassen auch seine Nächsten; aber die Reichen haben viele Freunde."

Bei näherer Ueberlegung fand Silberbach,

daß seine Schwester in der Hauptsache Recht habe, wenngleich ihre Motive nicht die seinigen waren. Es that ihm wehe, sehr wehe, das gute Kind einer ungewissen Zukunft hin zu geben; denn daß Reichthum nur selten glücklich mache: darüber fand bei ihm kein Zweifel Statt. Bei Antoniens vortrefflichen Anlagen, bei einem Herzen, das nichts zu wünschen übrig ließ, konnte man doch wohl eine Ausnahme hoffen. Sieben Jahre lang hatte sie unter den Augen seiner Gattin gelebt, und ihrer Erziehung genossen. Ihrem kindlichen Herzen waren die Lehren der Tugend tief eingeprägt, und daß sie auf kein unfruchtbares Land gefallen: davon hatte Antonie vielfache Beweise abgelegt. Jetzt, da sie so eben in ihr zwölftes Lebensjahr trat, war ihr Verstand bereits so weit heran gebildet, daß sich hoffen ließ, er werde ihr bei einer auch nur mittelmäßigen Erziehung zur Seite stehen, welche sich von einem Manne mindestens erwarten ließ, der zwar den Mammon zu seinem Gott erkoren, aber doch auch die Absicht hatte, in seiner jungen Nichte sich eine Tochter zu bilden, die ihm im herannahenden Alter Trost und Stütze sey. Ueberdies war ja auch er ihr Oheim, und nicht zu zweifeln, daß auch in seinem Herzen die Stimme des Blutes für sie spreche, um so mehr, als

Antoniens Mutter seine Lieblingsschwester gewesen war, deren frühen Tod er tief empfunden zu haben schien.

Nachdem Silberbach diese Ansicht, wie er es gewohnt war, seiner Amalie mitgetheilt hatte, und diese in solche ebenfalls eingegangen war, wurde Antoniens Absendung beschlossen, wozu sich gerade eine treffliche Gelegenheit darbot, indem der Bruder des Predigers im Orte, ein würdiger Mann, von einem Besuche in seine Heimath zurückkehrte, und auf dieser Reise die Stadt berührte, wo der Advokat Silberbach wohnte.

Rührend war der Abschied der Eltern von ihrem geliebten Pflegekinde, das sich zuletzt nur aus Gehorsam entschließen konnte, die ihr so lieb gewordene Heimath zu verlassen, und mit dem Aufenthalte bei dem entfernten, ihr so ganz fremden, Oheim zu verwechseln; rührender noch der der Spielgenossen von ihrem theuren Christkinde. Alle hingen mit wahrer Liebe an ihm; denn Allen war Antonie durch ihre Sanftmuth und Seelengüte theuer geworden. Unter heißen Trennungsthränen brachte ihr Jedes ein kleines Geschenk, irgend ein Andenken, wovon es wußte, daß es ihr lieb sey; und so ging denn endlich ihre Abreise, begleitet von tausend Segenswünschen, vor sich, nachdem ihr Tante

Barbara, welche dieser Auftritt nicht ohne Mitgefühl ließ, zugerufen hatte:

Weine nicht! Gott siehet Dich,
Scheint er gleich verstecket.
Wenn Du nur geduldiglich
Seinen Kelch geschmecket:
Setzt er Dir Zucker für,
Und läßt nach dem Weinen
Seine Sonne scheinen.

Das Dörfchen, worin die Silberbachsche Familie in stiller Zurückgezogenheit lebte, lag an der Grenze, und dieser Umstand war Ursache, daß daselbst ein Steuereinnehmer seinen Wohnsitz hatte, welcher zur Zeit durch die Person des Herrn Garlieb Kluckhuhn repräsentirt wurde. Dieser Beamte, der seit vielen Jahren im ehelosen Stande lebte, nachdem seine Frau im ersten Jahre der Ehe schon mit Tode abgegangen war, und ihm ein nicht unbeträchtliches Vermögen hinterlassen hatte, war eigentlich ein gelernter (freilich kein gelehrter) Apotheker. Allein er fand entweder den Stand eines Pharmaceuten späterhin seinen Neigungen und Wünschen nicht entsprechend; oder, was wahrscheinlicher war, die Pharmaceuten, bei welchen er Brod und Einkommen suchen mußte, fanden seine Kenntnisse und Grundsätze ihren Anforderungen nicht ent-

sprechend: genug, Kluckhuhn gab bei Zeiten eine Laufbahn auf, welche ihm keine Aussicht, weder auf Brod noch Ehre, gewährte, und drängte sich an einen Altar, dessen Priester, besonders in den niedern Graden, ein gewisses Maaß von List und Verschlagenheit haben müssen, wenn sie fähig seyn sollen, ihrer Gottheit mit Erfolg zu opfern, und reiche Erndten einzusammeln.

Nachdem Kluckhuhn das Ziel errungen, worauf er eine Reihe von Jahren, oft in der kümmerlichsten Lage, hingearbeitet, und endlich durch das, mit einer ältlichen, aber in ihn sterblich verliebten Wittwe, erheirathete Vermögen die erforderliche Caution erschwungen hatte, trat er in sein gegenwärtiges Amt, was ihn, den Kinderlosen, mehr als reichlich ernährte.

Zwar suchte er gleich anfangs, sogar mit einer Art von Zudringlichkeit, Silberbachs nähere Bekanntschaft, so wie seinen Umgang. Dieser aber empfand eine gewisse Scheu vor einem Menschen, dessen äußere Gestalt — wiewohl er daran gewiß unschuldig war, — sich nur dazu eignete, einen feinfühlenden, zartsinnigen Mann abzustoßen. Die unverbürgte, und wahrscheinlich von irgend einem übelwollenden Menschen zum Nachtheil des Einnehmers ausgeheckte Sage, daß dieser es nämlich der erwähnten

Wittwe durch mancherlei Tränkchen angethan habe, damit sie ihn als Bewerber um ihre goldene Hand unwiderstehlich finden müsse; so wie, daß er sich derselben durch ähnliche Tränkchen bald nach der Hochzeit wieder entledigt habe: diese Sage, an welche Silberbach schlechterdings nicht glaubte, mochte dennoch, wider seinen Willen, ihren Antheil an der besagten Abneigung haben. Kurz, der Umgang, mit welchem man es auf dem Lande doch sonst nicht so genau zu nehmen pflegt, unterblieb mehrere Jahre, zum Glück für Silberbachs häusliche Ruhe und Zufriedenheit.

Dagegen wurde er durch die Bekanntschaft mit dem Prediger im Orte, welche bald einer herzlichen Freundschaft Platz machte, vollkommen entschädigt; und beide Familien harmonirten so trefflich mit einander, daß auch Amalie dabei nicht leer ausging, die in der wackern Gattin des Pfarrers bald eine Freundin fand, in deren Brust sie manchen Kummer, besonders den Barbara ihr verursachte, zu ihrem Troste ausschütten konnte.

Auch der ganz nahe wohnende Oberförster mit seiner liebenswürdigen Familie gehörte in diesen Kreis guter Menschen, und war daher ein geachtetes Mitglied desselben. Frei und fröhlich,

wie seine Fluren und Wälder, war die Gemüthsstimmung des trefflichen Waidmanns. Was seine Vorgänger durch Fahrlässigkeit und Untreue verderbet hatten, suchte er durch Thätigkeit, Treue, und weise Sparsamkeit zu ersetzen, so daß seine Waldungen, trotz der häufigen Diebstähle, wozu die nahe Grenze Gelegenheit gab, sich in einem blühenden Zustande befanden; und auch der Etat, was die Geldeinnahme betraf, nicht unerfüllt blieb.

Tante Barbara nahm an den unschuldigen Familienfreuden nur selten Theil; sie müßte denn irgend ein neues Kleid, oder eine neue Haube der Bewunderung, oder dem Neide der Frauen, wie sie lieber glaubte, auszustellen gehabt haben. Außer der Essenzeit war ihr Wohnzimmer ihr beständiger Aufenthalt und ihre Welt, wo sie von der ältesten Tochter des Hauses bedient wurde, und wo sie sich mit der heiligen Schrift, Kuhbachs Gesangbuch, Arndts wahrem Christenthume, und verschiedenen andern geistlichen Schriften abwechselnd beschäftigte. Zur Erholung spielte sie mit einem ungeheuren schwarzen Kater, den ein Halsband von Scharlachfarbe schmückte; oder sie ging auch wohl in den Garten, wohin ihr der Kater jedesmal folgte, und pflückte hier gedankenlos manche kostbare Blume,

welche ihr Bruder mit der größten Sorgfalt gepflegt hatte, und die von den Kindern, ja selbst von Amalien, mit einer Art von Ehrfurcht betrachtet, und gewiß nicht berührt ward, um nur dem guten Vater seine Freude nicht zu verderben.

Kluckhuhn konnte es den drei Familien, besonders aber Silberbachs, nicht verzeihen, sich aus ihren geselligen Kreisen so gänzlich ausgeschlossen zu sehen. Doch war er entweder zu furchtsam, oder zu listig, oder beides zugleich, um es mit einem von ihnen geradezu zu verderben. In den Augen des Oberförsters, welcher bei der Provinzialbehörde sehr gut angeschrieben stand, und überdies ein Verwandter des Präsidenten war, wollte er für einen grundehrlichen, in der Meinung des Predigers aber für einen überaus gottesfürchtigen Mann gelten. Was Silberbach von ihm dachte, war ihm ziemlich gleichgiltig; ja er sahe achselzuckend auf einen Mann herab, dessen Armuth kein Geheimniß war; der die Unbesonnenheit gehabt hatte, Vater so vieler Kinder zu werden; der in diesen betrübten Verhältnissen sogar noch eine Art von Stolz zu äußern wagte; der nicht den mindesten Einfluß hatte; und der endlich als ein Verbannter zu leben gezwungen war. „Kommt Zeit,

kommt Rath! dachte Kluckhuhn. Es wird sich doch endlich eine Gelegenheit finden, die es mir vergönnt, dem Burschen es einzutränken, ohne daß ich mich dabei kompromittiren darf."

Die Zeit kam; die Gelegenheit fand sich; und der gute Rath blieb auch nicht aus.

Auf einem Jahrmarkte in der benachbarten Stadt, wohin Barbara allein gefahren war, weil allein sie nur dort Etwas zu kaufen hatte, näherte sich ihr Herr Garlieb Kluckhuhn in einer solchen Art und Weise, daß Barbara dadurch aufs Angenehmste überrascht wurde. So fein, so gebildet, so beredet, und dabei so gottesfürchtig und bibelfest hatte sie sich den Mann nicht gedacht, mit welchem sie schon acht Jahre an einem und demselben Orte gewohnt hatte. Durch die sichtbare Abneigung ihres Bruders und seiner Gattin verleitet, hatte sie den Ehrenmann zeither kaum einmal recht angesehen, noch weniger ein Wort aus seinem Munde vernommen, weil sie nur in der Kirche, welche beide nie versäumten, mit ihm zusammen traf, und wo sie überdies noch durch die ganze Breite des Schiffes von ihm getrennt war. Was ging sie sein Aeußeres an? Gott sieht aufs Herz, seufzte sie, und nicht auf die Gestalt dieses vergänglichen Körpers, welcher so vielen Zufällen unterworfen ist,

daß auch der beste Mensch ohne seine Schuld dabei zu Schaden kommen kann. — Ihrem Bruder und seiner Frau zum Trotze — eben was Kluckhuhn wünschte — bat sie ihn auf den nächsten Sonntag Nachmittag, wo, wie sie wußte, die Silberbachsche Familie beim Prediger seyn würde, zum Kaffee, welche Einladung Kluckhuhn nach mancherlei höflichen Entschuldigungen auch annahm.

Um keinen Widerspruch zu erfahren, hatte Barbara diese Einladung geheim gehalten. Als aber der gedachte Sonntag Nachmittag erschien, befahl sie Clementinen, ihrer Nichte und Dienerin, eine doppelte Portion Kaffee zu bereiten, weil sie einen Besuch im Herrn zu erwarten habe.

„Kommt der Prediger hierher, fragte das hübsche, neugierige Mädchen, während meine Eltern bei ihm sind?“

„Der Prediger nun wohl eben nicht, erwiederte die Tante, aber ein Mann, der es, seiner Frömmigkeit wegen, jeden Augenblick zu seyn verdiente.“

„Wer könnte das seyn! Einen solchen Mann kenne ich, hier wenigstens, nicht.“

„Was, hier nicht? — Ja, ich glaube es wohl! Auch ich habe ihn erst vor einigen Tagen

kennen gelernt. Schlimm genug, daß die Kinder Gottes von den Kindern dieser Welt so hinterlistig getrennt werden. Aber meine selige Großmutter, die in Gott ruhen möge, sang wohl mit Recht:

Ach, mein Herze kehr' dich nicht
An der Neider falsche Tücken.
Rosen ohne Dornen pflücken
Ist ein seltsames Gericht;
Auch die schönsten Wangen müssen
Einen Fliegenstachel küssen.

„Ich aber rufe mit David: Ach, daß die Stolzen müßten zu Schanden werden, die mich mit Lügen niederdrücken!"

Clementine, welche dergleichen Ausrufungen an ihrer Tante längst gewohnt war, und in ihrer kindlichen Heiterkeit für die eben so häufig angebrachten, als übel angewandten Verse und Sprüche keinen Sinn hatte, ließ sich durch Barbara's Geheimthuerei nicht abweisen, sondern nahm sich vielmehr fest vor, die Tante zur Beichte zu zwingen, wiewohl ihrem Scharfsinne bereits ahnete, wer der Kaffeegast seyn werde. Sie fuhr daher fort:

„Verzeihen Sie meiner Neugierde, Tantchen! Es wird ja doch kein Geheimniß seyn, wer uns heute mit seinem Besuche beehrt."

„Wehe mir, daß ich ein Fremdling bin unter Mesach; ich muß wohnen unter den Hütten Kedars. Aber ich hebe meine Augen auf zu den Bergen, von welchen mir Hülfe kommt."

„Am Ende ist es gar der Herr Einnehmer Garlieb," kicherte Clementine.

„Garlieb, oder Kluckhuhn, oder der Herr Steuereinnehmer; das wird wohl Alles Eins seyn. Ich wüßte nicht, seit wann es Mode geworden wäre, die Leute bei ihrem Taufnamen zu nennen, außer was die Kinder und das Gesinde betrifft," sagte die Tante, und nahm ihren schwarzen Kater auf den Schooß.

„Also der!" erwiederte Clementine, indem sie das letzte Wörtchen ungewöhnlich lang dehnte.

„Kennst Du ihn denn besser als ich, fragte die Tante, daß Du Dich über ihn mit solcher Nachlässigkeit ausdrückst?"

„O, sagte die Nichte laut lachend, wie sollte ich den nicht kennen? Es ist doch derselbe, der in einem Alter von funfzig Jahren, fast noch eine Spanne kleiner ist, als ich, und den unglücklichen Verdruß in Gestalt eines Höckers mit sich umher trägt."

„Der Herr wird ihn groß machen, und wird ihn verjüngen; und er wird stralen im

Schimmer der Verklärung, wenn die Posaunen schallen werden im Thale Josaphat."

„Nun, das ist auch nöthig; denn ein Gesicht, das mehr von Pockennarben zerrissen gewesen, einen Mund, der so ungeheuer weit geschlitzt wäre, und so große, kirschbraune Lippen habe ich in meinem Leben nicht gesehen."

„Sein Herz ist nicht hoffährtig, und seine Augen sind nicht stolz."

„Aber sehr klein, hellgrau und stechend sind sie, und halb verdeckt unter den buschigen Augenbraunen."

„Er hasset die Ungerechtigkeit, und neiget sein Haupt vor den Gerechten."

„Ja! und bei der Gelegenheit sieht man, daß er eine Atzel trägt, indem er eigentlich ein Kahlkopf ist, und zwar, wie man sagt, schon von Jugend auf."

„Er entfernt sich von den Gottlosen, und fliehet die Bösen, wie ein gescheuchter Hirsch, den des Jägers Pfeil verfolget."

„Ey, ich möchte ihn wohl laufen sehen, sagte Clementine von einem unwiderstehlichen Lachen hingerissen. Seine Beine sind länger, als er selbst, und dabei krumm."

„Du bist heute ganz unausstehlich, Tiene!

sagte die Tante mit zornfunkelndem Blick. Ich möchte nur wissen, wer Dich mit den leiblichen Gebrechen des fürtrefflichen Mannes so genau bekannt gemacht hat, wenn sie überhaupt wirklich an ihm haften sollten. Aber, wie die Alten sungen, so zwitscherten die Jungen.

„Ich habe es von Predigers Lottchen; die kennt ihn durch und durch."

„Nun, ein wenig klein von Person ist er, sagte Barbara, das ist freilich wahr, aber immer kein Fehler; und was das Uebrige betrifft: so müssen wir die Gebrechen unseres Nächsten mit dem Mantel der Liebe bedecken. Weiß sie das nicht, Jungfer Naseweis? Aber, wie ich sage: der Apfel fällt nicht weit vom Stamm! Der Herr Steuereinnehmer wird wohl bei Euch Allen, groß und klein, alt und jung, das Stichblatt Eures Witzes seyn. Du und die Frau Mutter, Ihr seyd über einen Kamm geschoren."

Clementine erschrack heftig über diesen Vorwurf, um so mehr, als aus dem Munde ihrer Eltern über den Einnehmer ihr ein etwas Nachtheiliges zu Ohren gekommen war. Sie fühlte, daß sie zu weit gegangen sey, bereuete ihren jugendlichen Muthwillen, und suchte die erzürnte Tante mit einigen Schmeichelworten zu begütigen. Diese aber antwortete:

„Der das Herz und Nieren kennt,
Sieht in Deine falsche Seele,
Die, wie eine Mörderhöhle,
Drinnen Neid und Mißgunst brennt.
Ach, gedenke doch an Dich.
Der Betrug hält keinen Stich.“

Weinend warf sich das arme, geängstete Kind an die Brust der Tante, und bat flehentlich um Verzeihung ihrer Unbesonnenheit. Dabei hatte sie aber unglücklicherweise den Kater unsanft berührt; dieser sprang schreiend vom Schooße seiner Gebieterin; und Barbara rezitirte, noch zorniger als vorher:

„Du verdeckest Deinen Strick,
Mit den angenehmsten Rosen,
Und vermeinst mir liebzukosen
Durch den übertünchten Blick,
Ach, gedenke doch dabei,
Gott kennt Deine Heuchelei.“

Theils aus Schaam, theils aus Furcht, die Tante könne sich über ihre unvorsichtige, wiewohl ganz getreue, Schilderung der Person des Einnehmers bei der Mutter beklagen, die dergleichen Lieblosigkeiten streng zu rügen pflegte, hörte Clementine nicht eher auf um Gnade zu bitten,

bis ihr endlich, unter vielen passenden oder nicht passenden Bibelsprüchen die erbetene Absolution gewährt wurde; und nun erst ging sie an das Geschäft, den Kaffee zu bereiten.

Die vierte Nachmittagsstunde hatte kaum geschlagen, da trat der wohlbestallte Steuereinnehmer Herr Garlieb Kluckhuhn mit tiefen Verbeugungen, einem grinsenden Lächeln, und vielen Entschuldigungen, daß er sich die Freiheit genommen habe, der sehr ehrenvollen Einladung befohlenermaaßen zu genügen, in das wohl ausstaffirte Zimmer der hochgeputzten, siebenzigjährigen Jungfrau Barbara Silberbach; legte auf vielfältige Bitte Huth und Stock ab, ließ sich nieder, und knüpfte ein Gespräch von Wetter, der zu hoffenden guten Erndte, und andern merkwürdigen Dingen an, wobei mancher Bibelspruch und mancher Seufzer seinem Munde entschlüpfte; und nachdem er die erste Tasse Kaffee fein manierlich getrunken hatte, zog er ein Büchlein aus der Tasche, welches ein braunes, mit Gold verziertes, Futteral verhüllete, und sprach:

„Wie ich vernommen, mein hochgeehrtestes Fräulein! sind Sie eine absonderliche Freundin von dem Worte des Herrn, so wie von den daraus hergeleiteten frommen Liedern und Gebeten;

ja, wohin mein Auge hier blickt, sieht es dergleichen in zierlichen Bänden aufgestellt. Ach, welchem schönern Herzen, welchen bessern Händen könnte ich dies Pfand der tiefsten Verehrung anvertrauen, als den Ihrigen. Es ist der ehrwürdige Kuhbach Nehmen Sie ihn, Verehrungswürdigste, und gedenken Sie dabei zuweilen Ihres ganz gehorsamen Dieners."

Mit einem tiefen Knix, und unter vielen Complimenten, nahm Barbara das Geschenk an, und stellte es in ihren Glasschrank zwischen die „neuen und allerhand schönen, kräftigen, und trostreichen Herzens-Stoßseufzer," und „die verliebte Selenbraut, oder das siebenmal verwundete, und sieben und siebenzigmal vor bräutlichem Entzücken hüpfende Herz." — Hierauf wurde Clementine des Kaffee-Einschenkens entbunden, und in den Garten verwiesen; Barbara übernahm das Geschäft selbst, wobei sie für ihren „edelmüthigen und frommen Gast", wie sie ihn nannte, den Zucker nicht sparte; und während die inhaltreiche, braune Kanne nach und nach geleert, und mancher knasternde Kaffee-Zwieback eingebrockt wurde, gaben die achtbarsten Familen der Umgegend den Stoff zur Unterhaltung.

„Da sind nun Predigers, nahm Barbara

das Wort, von denen ich jeder üblen Nachrede mich enthalten will. Allein, alle vier Wochen hat sie eine neue Haube, alle Vierteljahr ein neues Kleid. Und Er steckt die halbe Einnahme in Bücher; weiß der Himmel was es für welche seyn mögen! Und die Töchter halten sich halbe Jahre lang in der Stadt auf, um, wie es heißt, tanzen zu lernen; aber, ich weiß es besser, nur um einen Mann zu fischen, der hier auf dem Lande an die magere Angel nicht beißen will. Aber, du lieber Gott! Sirach hat wohl Recht, wenn er spricht: Ein Narr läuft frei einem ins Haus; aber ein Vernünftiger scheuet sich."

Eitelkeit, Zeit in der Zeit,
Muß zuletzt wie Rauch verschwinden,
Und am Ende Traurigkeit
Vor gehabte Wollust finden.

„Auf jedem Jahrmarkte stolzirt sie mit einem neuen Huthe," fiel der Einnehmer ein.

„Ja, und alle drei Wochen eine Kaffeefeete, sagte Barbara; und kein Geburtstag in der Familie bleibt ungefeiert."

„Und dabei dieser erbärmliche Stolz, fuhr Herr Kluckhuhn fort. Als ich hierher kam breitete ich meine Zweige aus, wie eine Eiche, und meine Zweige waren schön und lustig; und ich gab einen lieblichen Geruch von mir, wie Cyanen

und köstliche Würze, und wie die besten Myrrhen, wie Galban und Onych, und wie der Weihrauch in dem Tempel. Kommt her zu mir, dachte ich, die Ihr meiner begehret, und sättiget Euch von meinen Früchten. Aber, es kam Niemand. Der Hochmuthsteufel hat sie Alle besessen, und ein Königlicher Steuereinnehmer, den der Herr doch auch mit den Gütern der Erde nicht ungesegnet ließ, war ihnen nicht gut genug. Doch jetzt sag' ich:

Ich mag mit ihnen nicht verkehren;
Wer greift Pech ohne Kleben an.
Wie sollte ich denn das begehren,
Was man so leicht vergessen kann.
Gesellschaft, die verdächtig scheint,
Wird oftmals nach dem Fall beweint."

„Ach, wie wahr sprechen Sie, seufzte die Tante. In diesem Hause führt die Armuth das Scepter, und der Hunger sitzt zu Tische. Dennoch muß immer am dritten Sonntage Kaffee und Zucker herbei geschafft werden, und ohne Butterbrod und Bier geht es auch nicht ab. Und das muß nachher Alles wieder behungert und bespart werden; und dabei thun sie Alle so vergnügt, als wenn ihnen nichts mangelte; besonders mein Bruder, Gott weiß, es ist mein Fleisch und Blut, aber der Wahrheit die Ehre, und ich

weiß, es bleibt unter uns: dem hängt der Himmel immer voller Geigen, und wenn er an seinem Pulte sitzt, macht er ein so vergnügtes Gesicht, als wenn ihn und die Seinen die lieben Englein mit aller Leibes Nahrung und Nothdurft versorgten. Sie weint manchmal im Stillen; das kann ihr aber gar nichts schaden; warum war sie so thörigt ein Nichts zu heirathen. Denn, ich sage es noch einmal, ein Nichts ist ein Nichts, und wer Theologie studirt hat, und darf die Kanzel nicht besteigen, das ist und bleibt ein Nichts! Und sehen Sie, die vielen Kinder! Ist es nicht eine Unvernunft? Gott stehe mir bei; sie haben keine andern Kleider, als die sie sich selbst spinnen und weben; und das liebe trokkene Brod, und dünne Milch dazu, ist die Hauptnahrung im Sommer, und im Winter sind es die Kartoffeln. Ich weiß, Sie machen davon keinen Gebrauch, hochverehrtester Herr Einnehmer; aber, wenn ich nicht wäre!"

„Ja, ja, wenn Sie nicht wären!"

„Sehen Sie, ich habe das Gut hier gekauft; es ist das meinige, und Er hat nur den Namen davon. Das sind vier tausend fünf hundert Gulden, und die Zinsen davon betragen zwei hundert fünf und zwanzig Gulden jährlich; davon kriege ich aber nur die Hälfte, und hun-

dert und zwölf und ein halber Gulden gehen mir jährlich ab für das bischen Essen, und Wohnung. Ist das nicht himmelschreiend? Ich habe aber gedacht: Wer seinen Nächsten leihet, der thut ein Werk der Barmherzigkeit; und wer Güter hat, der soll solches thun. Aber es wird mir schlecht vergolten."

„Mein Himmel! freilich, wenn gegen Ihre Wohnung auch nichts einzuwenden ist: so bleibt es doch eine höchst bittere Entbehrung, an einer so karg besetzten Tafel essen zu müssen."

„Das meinte ich nun eben nicht. Sie Alle sind listig genug, mir immer das Beste, und etwas Besonderes vorzusetzen, damit ich nur nicht kündigen soll. Allein jetzt wird es doch wohl nicht ausbleiben; denn denken Sie nur — aber es bleibt unter uns — schon sind sechs Wochen über die Zeit verflossen, daß ich meine geringen Zinsen nicht erhalten habe. Er schiebt das auf den Buchhändler, der ihm nicht eher das Honorar zalen will, als bis das neueste Werk gedruckt ist. Was geht mich aber der Buchhändler an —"

„Eine baare Unwahrheit, mein verehrungswürdiges Fräulein! Ich weiß es von meinem Vetter, der ein Buchdrucker ist, daß jeder solide Buchhändler das Honorar sogleich unweigerlich zalt, als ihm das Manuscript abgeliefert wird,

wenigstens doch den größten Theil des Betrages."

„Nun, ich wollte nur sagen: was geht mich der Buchhändler an? Sie wittern noch einige hundert Gulden, es können — unter uns gesagt — auch nahe an tausend seyn, die ich von den Zinsen erspart habe; aber daraus wird nichts! Ich habe genug gethan, und borge nichts mehr, und leihe nichts mehr; denn er hat nichts, und vermag nicht, mir gerecht zu werden."

„Und ob er es wohl vermag, bedeutete Kluckhuhn, giebt er kaum die Hälfte wieder, und rechnet es Ihnen für einen Gewinn. Vermag er es aber nicht, so bringt er Sie ums Geld. Sie haben sich dann selbst einen Feind gekauft mit Ihrem eigenen Gelde; und jener bezalt mit Fluchen und Schelten, und giebt Ihnen Schmähworte für Dank."

„Nun, schelter und fluchen kann er nicht; und darin erkenne ich doch noch ein Restchen davon, daß er zuerst Theologie studirt hat."

Kluckhuhn erröthete über die Wahrheit dieser Versicherung; er wußte sich indessen gleich aus der Verlegenheit zu helfen.

„Ich habe die Worte des weisen Sirach angeführt, Capitel 29 v. 7, 8, und 9, sagte er mit einem tiefen Seufzer, und geglaubt, der

große Mann könne nicht Unrecht haben. Verzeihen Sie daher —"

„Ach, erwiederte Barbara schnell, wenn Sirach es sagt: dann muß es wahr seyn; denn der kann nicht irren. Auch erinnere ich mich jetzt recht wohl, als ich — es mögen nun zwei Jahre her seyn — ihn einst an die Zalung der Zinsen erinnerte, da sagte er: Gotts Blitz! daran habe ich nicht gedacht. Das war doch geflucht! Er zalte mir zwar das Geld sogleich; aber geflucht war es doch."

„Sehen Sie, verehrtestes Fräulein! dahin kommt es zuletzt! Der Unfriede kehret ein zwischen Creditor und Debitor, auch wenn es Bruder und Schwester sind; es entstehen Prozesse, Unannehmlichkeiten und Verdruß; man trennt sich im schrecklichsten Unfrieden! Aber — warum nicht in Frieden, bevor es dahin kommt?"

„Sie haben Recht, Herr Einnehmer! Aber wohin soll er sich wenden mit Weib und Kind, wenn ich ihn verstoße?"

„Schöne, christliche Gesinnungen, mein Fräulein. Ach, wie lerne ich jetzt erst so recht Ihr tugendhaftes, vortreffliches Herz schätzen und verehren. Man könnte wohl sagen: Hat er nicht Freunde genug, z. B. den Prediger, den

Oberförster? Sind es nicht gerade Diejenigen, denen er jeden dritten Sonntag das Kaffeeopfer bringt, was ihm in seiner Armuth so unendlich schwer fallen muß? Und kann er sich nicht mit Recht an sie in seiner Noth wenden, wenn er sich nicht selbst mehr zu helfen vermag? Sind Sie, Verehrteste! denn allein nur der Nothanker, an welchem er sein leckes Schiff den Wellen Preis giebt, und dessen Stärke vielleicht auf die Länge der Zeit solchen Anstrengungen nicht gewachsen ist? Er allein trägt, wie ich von guter Hand weiß, die Schuld seines Unglücks; mag er sehen, wie er fertig wird. Salomo sagt ausdrücklich: Wer sich selbst Schaden thut, den heißt man billig einen Erzbösewicht. Denn ein Gerechter fällt sieben Mal, und steht wieder auf; aber die Gottlosen versinken im Unglück."

„Wie soll ich ihn aber nur los werden? das klebt an, wie Pech! das Lament sollte mich nicht rühren; denn ich habe ein in Gottes Gnade gestärktes Herz, und: Es ist dem Gerechten eine Freude zu thun, was recht ist; aber eine Furcht den Uebelthätern. Aber, sie werden nicht gehen; und klage ich, so muß ich auch die Kosten bezalen; denn von einem Nichts kann nichts genommen werden."

„So verlassen Sie zuvor dies Haus; und

fassen Sie ihn dann nach Bequemlichkeit, aber desto schärfer."

„Der Rath wäre gut; aber nach der Stadt möchte ich nicht gerne ziehen, nnd auf dem Lande —"

„Erlauben Sie, rief der Einnehmer mit Enthusiasmus, sprang auf, küßte Barbaras Hand, und verneigte sich tief; erlauben Sie, Verehrteste! daß ich meinen Gefühlen freien Lauf lasse, und Ihnen bekenne, wie mich nichts auf der Welt glücklicher machen könnte, als wenn Sie mein Haus als das Ihre ansehen wollten."

„Ach, erseufzte Barbara, und hielt das Tuch vor die Augen; was würde die böse Welt dazu sagen? Heißt es nicht: Siehe zu, daß du einen guten Namen behaltest; der bleibt gewisser denn tausend große Schätze Gold. Ein Leben, es sey, wie gut es wolle, so währet es eine kleine Zeit; aber ein guter Name bleibet ewiglich."

„Sehr wahr, Verehrungswürdigste ihres Geschlechts! Sehr wahr! sagte Kluckhuhn mit dem grinsenden Lächeln eines Orang-Utangs. Aber dafür giebt es ein Mittelchen. Es ist der Segen der Kirche! Seit mehreren Jahren trage ich eine herzinnige, im Herrn geheiligte, wenn, gleich stumme Liebe zu Ihnen." Und indem er

sich auf ein Knie vor ihr niederließ, fuhr er fort: „Lassen Sie mich, von Ihren Tugenden, von Ihrem schönen Herzen bezaubert, nicht vergeblich flehen. Reichen Sie mir die Hand, in welcher fortan das ganze Glück meines Lebens liegt, und lassen Sie uns die Pfade des Lebens gemeinsam wallen.“

Barbara war nicht wenig durch diesen unvermutheten Antrag überrascht. Diese Wendung hatte sie nicht erwartet, wenngleich der Wunsch schon oft in ihr rege geworden war, daß Herr Garlieb sich um sie bewerben möge, was ihr gleichwohl nicht im mindesten wahrscheinlich vorkam. Die Freude röthete ihr Antlitz, und ebnete die Runzeln desselben. Aber sogleich konnte sie sich doch nicht ergeben.

„Stehen Sie auf, mein Freund!“ sagte sie mit süßer Gebehrde, und war ihm mit freundlicher Handreichung dabei behülflich. „Die Sache verdient Ueberlegung. Ich weiß Sie sind ein wohlhabender, ein braver, ein gottesfürchtiger Mann, gesund und munter; und meine Jahre werden die Ihrigen nur um soviel übertreffen, als es in einer solchen Angelegenheit schicklich ist. Allein, wie gesagt, die Sache verdient doch Ueberlegung.“

„Alles, was Sie wollen, rief Kluckhuhn

entzückt, und küßte die dürre Hand, wenn mir nur die Hoffnung bleibt."

„Gönnen Sie mir nur acht Tage Bedenkzeit."

„Eine Ewigkeit für meine Wünsche! Doch, ich lebe der Zuversicht, Ihre Huld nicht vergeblich erflehet zu haben. Geliebteste! — wenn ich Sie schon so nennen darf —, wie glücklich werde ich mich schätzen, Sie aus diesem Sodom und Gomorra zu führen in die Hallen des Friedens, wo, wenn unser bißchen Vermögen zusammen kommt, der Ueberfluß des Reichthums sein goldenes Füllhorn ergießt; wo der traurige Anblick einer Bettlerfamilie Ihnen den Genuß eines ruhigen uud gottgefälligen Lebens fernerhin nicht mehr verbittert."

„Nehmen Sie die Versicherung, sagte Barbara, indem sie sich die Augen wischte, und ihre Hand in die seine legte, daß ich Sie über Alles hoch schätze, und daß Sie mir schon lange nicht mehr gleichgiltig gewesen sind."

„O, wie glücklich machen Sie mich durch diesen Stral von Hoffnung, entgegnete der Einnehmer. Also heute über acht Tage! Nun, ich werde mich in Geduld zu fassen suchen. Leben Sie wohl, Blume Ihres Geschlechts, Rose unter den Dornen, Lamm unter den Wölfen, Taube unter den Geyern! Leben Sie wohl!"

Er nahm hierauf Huth und Stock, küßte ihr nochmals die Hand, und empfahl sich mit drei abgemessenen, tiefen Bücklingen.

Kaum sahe sich Barbara allein, als sie die Thüre abschloß, sich auf die Knie niederwarf, und ausrief: Die Gottlosen werden umkommen und die Feinde des Herrn! Sie werden vergehen wie der Rauch vergehet. Der Gottlose borget, und bezalet nicht; der Gerechte aber ist barmherzig und milde. Sie werden mich beneiden, und werden mir Fallstricke legen, und ihre Bosheit wird mich zu verderben suchen. Aber

Laß die Feinde Donner speyn,
Eifer schmelzet keine Klippen;
Obgleich die verhaßten Lippen
Nichts als Gift und Mehlthau streun.
Ohne himmlisches Geschicke
Raubt kein Dampf die Sonnenblicke!

Aus dem traulichen Zirkel seiner Freunde war Silberbach am Abende mit den Seinen vergnügt zurück gekehrt, und wir haben im Eingange dieser Erzählung gesehen, wie sorgenfrei und froh er am Morgen erwachte, und an seine Beschäftigung ging. Eben hatte er eine der schönsten Scenen seiner lieblichen Novelle vollendet, als Tante Barbara in ihrem Zimmer mit gellender Stimme sang:

Es traure, wer da trauren kann;
Ich mag mich nicht betrüben.
Mein Kummer ist schon abgethan,
Und in die Luft geschrieben.
Weg Angst und Schmerz!
Hier ist mein Herz,
Das in den Rosen lieget,
Und sich an Ihm vergnüget.

„Wie doch jeder seine eigene Art des Gottesdienstes übt, indem er Gedanken, Hoffnungen und Wünsche in das Gewand der Poesie kleidet, dachte Silberbach, und legte die Feder nieder. Während ich mit einem, durch den herrlichen Morgen für alles Gute und Schöne erwärmten, Herzen an mein Pult trete, um den Musen zu opfern, und in einer einfachen Erzählung aus der Vorzeit deutscher Kraft und Herrlichkeit die Herzen unserer Jünglinge und Mädchen für das Gute und Schöne zu erwärmen, ihnen fast unbemerkt Lehren der Tugend zu geben, ihren Glauben an Gott und seine allwaltende Vorsehung zu stärken, und so mich in die Zukunft hinüber träume, aus welcher mir die Früchte meines Strebens entgegen glänzen, singt meine Schwester ein Lied an ihren himmlischen Bräutigam, von dem sie Alles erwartet, da ihr kein irdischer werden sollte. Ja nicht blos jeder Gesang muß nothwendig poetisch seyn, sondern auch jedes Gebet.

Ist es nicht selbst das Vaterunser in einem hohen Grade? Das Gemüth, selbst des rohesten Menschen, wenn es für einen ihm theuren oder wünschenswerthen Gegenstand erglühet, badet sich im kastalischen Quell. Und doch ist im Allgemeinen, in Deutschland wenigstens, der Geschmack für lyrische Poesie beinahe erloschen. Freilich haben unsere Dichterlinge es sich selbst zuzuschreiben, wenn das Volk sie zu lesen verschmähet; aber, wie mag es doch zugehen, daß sogar gebildete Jünglinge und Mädchen unsere herrlichsten Dichter kaum dem Namen nach, die jungen Leute des Mittelstandes sie gar nicht kennen? Mangel an Empfänglichkeit für das Erhabene und Schöne — sagte er hörbar vor sich hin — ist es nicht. Was ist es denn? „Mangel an Geld!" rief Barbara, welche leise in die halb geöffnete Thür getreten war, und die zuletzt laut gewordenen Gedanken des sinnenden Dichters belauscht hatte. „Ich habe noch nie —"

„Guten Morgen, liebe Schwester! Ist es nicht ein herrlicher Morgen?"

„Ich habe noch nie gespürt, daß Du einen Mangel an Empfänglichkeit für das Erhabene, wie Du es nennst, gehabt hättest. Dagegen mangelt Dir fast beständig das Geld. Was geht es mich an, wenn ich nur das meinige habe! Es

sind seit gestern gerade sechs Wochen, daß der Termin verstrichen ist, und ich warte nun nicht länger. Denn es heißt: gieb deinem Nächsten den Zins zu rechter Zeit, und halte was Du geredet hast, und handle nicht betrüglich mit ihm."

„Um Verzeihung, liebe Schwester! so heißt es nicht. Von Zinsen ist in dem Spruche gar keine Rede."

„Nun, mein Gott! Du wirst doch nicht läugnen können, daß Du mir ein hundert und zwölf und einen halben Gulden Zinsen schuldig bist, außer dem Capital von vier tausend fünf hundert Gulden, wofür mir das Gut verschrieben ist. Ey, sieh einmal! wie bibelfest der Herr Bruder sind. Wenn Du doch die Sprüche so gut kennst, warum bist Du denn nicht bei der Theologie geblieben, anstatt ein Nichts geworden zu seyn, ein Magog oder Demagog, wie es heißt, der von Amt und Ehren gekommen ist."

„Vom Amte wohl, Barbara! aber nicht von Ehren!"

„Was, nicht von Ehren? Wer Nichts hat, der kann auch keine Ehre haben; denn ein Nichts hat Nichts, also auch keine Ehre! Gehört dies Haus mit Zubehör nicht mir? Kannst Du sagen daß Du ein Haus hast, oder auch nur ein Nest, wie der schlechteste Vogel, der auch keine Ehre

hat? Wie spricht Sirach? Wie man nicht trauet einem Straßenräuber, der von einer Stadt in die andere schleicht: also trauet man auch nicht einem Manne, der kein Nest hat. Dir trauet Niemand, darum borgt Dir auch Niemand, und ich allein soll nur immer der Nothnagel seyn. Wozu hast Du Deine Freunde, mit denen Du alle Sonntage zusammen kommst und Magogie studirst, wenn sie Dir nicht einmal mit hundert und zwölf und einem halben Gulden helfen können! Aber Freunde in der Noth gehn hundert auf ein Loth!"

„Höre mich doch, liebe Schwester! und beruhige Dich nur noch eine kurze Zeit. Ich will Dir ja von Herzen gern gerecht werden."

„So hat es schon seit sechs Wochen immer geheißen, so oft ich mein Geld verlange."

„Ich denke Du brauchst es so nothwendig nicht, und da könntest Du wohl noch etwas warten."

„Was? ich brauchte es nicht? In der Schrift heißt es: Der Mensch bedarf zu seinem Leben Wasser, Feuer, Eisen, Salz, Mehl, Honig, Milch, Wein, Oel und Kleider. Wann hast Du mir Wein vorgesetzt? Wann habe ich mir ein Kleid machen lassen?"

In diesem Augenblicke trat Amalie ein,

wünschte ihrer, in die Farbe des Zorns geklei-
deten Schwägerin recht milde und freundlich ei-
nen guten Morgen, umarmte ihren Emanuel mit
einem herzlichen Kusse, und übergab ihm eine
Rechnung des Buchbinders im nächsten Städt-
chen, welche der älteste Sohn desselben so eben
überbracht hatte.

„Die Rechnung kommt sehr zur Unzeit, liebe
Amalie!" sagte Silberbach, und ein tiefer
Seufzer hob seine gepreßte Brust.

„Ja wohl, sehr zur Unzeit!" bemerkte
Barbara.

„Der Knabe bittet aber sehr um das Geld,
erwiederte Amalie. Wenn es Dir irgend möglich
ist, lieber Silberbach, so gieb es her. Die Leute
sind sehr arm, und haben sechs Kinder; alle
noch klein."

„Es sind noch lange nicht ein Dutzend we-
niger eins, sagte Barbara; und alte Schulden
gehen vor."

„Wieviel Geld ist noch vorräthig?" fragte
Silberbach seine Gattin.

„Acht Gulden und vier und zwanzig Kreu-
zer," antwortete sie.

„Die Rechnung beträgt sechs Gulden; uns
bleibt wenig übrig. Doch gieb es dem Kinde.
Gott, der uns noch nie verlassen hat, wird ja

weiter sorgen," versetzte Silberbach mit der Miene des innigsten Vertrauens in die Güte des himmlischen Vaters.

„So dachte ich auch, sagte Amalie. Wenn die Noth am höchsten, ist Gottes Hülfe am nächsten. Und Noth haben wir, dem Himmel sey Dank noch nicht."

„Was? Ihr hättet keine Noth? Ey, seht doch! Kann ich denn zu meinem Gelde kommen, und bettle schon länger als sechs Wochen darum? Und wenn es die acht Gulden wären, so wäre es doch wenigstens der funfzehnte Theil gewesen; doch Etwas wenigstens; man hätte doch den guten Willen gesehen!"

Amalie war während dieser zornigen Rede weggegangen, um den Boten abzufertigen. Silberbach aber sagte begütigend: „Ich weiß nicht liebe Schwester, was Dir Uebles begegnet seyn muß, seit Du Dein Morgenlied sangst; denn das schien lauter Wohlbefinden zu athmen. So hart bist Du ja noch nie gewesen, als heute."

„Was, hart wäre ich? schrie Barbara, und stemmte beide Hände in die Seite. Das ist Verläumdung! Ich bin nie hart; ich verlange blos mein Geld. Und sollte es mich nicht ärgern, daß Du es an das Bettelvolk für die einfältigen Bücher hingiebst, wovon sich keine Mücke satt essen

kann, während ich ganz leer ausgehe? Aber die Strafe wird nicht ausbleiben. Feuer, Hagel, Hunger, Tod, solches alles ist zur Rache geschaffen."

„Liebe, gute Barbara, flehete der arme geängstete Silberbach, versündige Dich nicht so schwer an Gott und seiner heiligen Schrift, deren Sprüche Du offenbar mißbrauchst, während Du mir das Herz zerreißest. Siehe meine Thränen, und laß sie Dich erweichen."

„Thränen? erwiederte Barbara:

Thränen sind für allen Dingen;
Was Gott seinen Kindern schenkt!
Wen er will zum Himmel bringen
Wird mit Thränen oft getränkt.
Thränen, wen die Sünde plagt;
Thränen, wenn das Herz verzagt:
Thränen bei so bangen Zeiten;
Thränen bei so bösen Leuten.

„Um meinetwillen darfst Du keine Thränen vergießen, wohl aber um Deinetwillen, und dann wird es sich zeigen, ob ich die heilige Schrift gemißbraucht habe, oder ob Du meine Nachsicht, meine Geduld, meine Langmuth, meine Schwesterliebe gemißbraucht hast. Du gehörst zu Denjenigen, von welchen Sirach sagt: Sie können den Verstand nicht haben, die Schrift zu lehren,

noch das Recht und Gerechtigkeit zu predigen. Sie können die Sprüche nicht lesen, sondern müssen der zeitlichen Nahrung warten, und denken nicht weiter, denn was sie mit ihrer Arbeit gewinnen mögen. Ich habe das Meinige zu Rathe gehalten, und darum habe ich nun Zeit Sprüche zu lesen, und zu lernen, und verstehe sie wohl zu gebrauchen. Aber Du hast das Deinige in der Jugend vergeudet um ein — Nichts zu werden. Du gehörst zu Denen, die man nirgends hinschicken kann, die der Aemter auch nicht warten können, noch in der Gemeine regieren. Denn das sagt Sirach auch."

„Er sagt aber auch, erwiederte Silberbach, endlich gereizt durch die unverdienten Beschuldigungen: Ein böses Weib ist gleich einem Scorpion; und Salomo spricht: Es ist besser im Winkel auf dem Dache sitzen, denn bei einem zänkischen Weibe in einem Hause beisammen!"

„Nun, wenn das auf mich gehen soll, sagte Barbara mit giftigen Blicken, und kirschbraun gefärbtem Gesichte, so wirst Du nicht mehr lange mit mir in einem Hause seyn, und kannst mit Deiner Dame und ihrem ganzen Nest voll Jungen, entweder beim Oberförster, oder beim Prediger im Winkel auf dem Dache sitzen, ganz nach Bequemlichkeit. Denn ich kündige Morgen mein

Capital, und lasse Dir das Haus überm Kopfe verkaufen. Ich brauche es Gott sey Dank nicht; für mich ist gesorgt; die Thüren im Hause meines Bräutigams stehen mir offen."

„Es ist löblich von Dir, sagte Silberbach, daß Du Dich an Deinen himmlischen Bräutigam hältst; aber diese Deine christlichen Gesinnungen sind mir auch Bürge, daß Du Deine Drohung, die Dir blos der Zorn entlockt, nicht wahr machen wirst."

„Der Zorn? Seht doch! Ey ja, es hat sich was zu zornen, rief Barbara höhnisch. Der himmlische Bräutigam hat sich in einen irdischen verwandelt; und damit Du es nur weißt: ich bin seit gestern Braut vom Herrn Steuer-Einnehmer Kluckhuhn; und meine Drohung wird wahr werden, damit Du darin Recht behältst, daß ich ein zänkisches Weib bin."

Dies gesagt, fuhr Barbara zum Zimmer hinaus, schlug die Thüre zu, daß die Fenster erzitterten, und ließ den unglücklichen Silberbach in einem Zustande voll Verzweiflung.

Den Kopf auf die Hand gestützt saß der, kurz zuvor noch so fröhliche, Dichter an seinem Pulte, und ein paar heiße Thränen des bittersten Unmuths träuften auf das Manuscript. Wie

sollte er die Verlangende befriedigen, wie die Erbitterte beruhigen? — Daß ihr Benehmen eine Folge der geheimen Zusammenkunft mit Kluckhuhn sey, lag klar am Tage; und von diesem, wenn die Verbindung wirklich zu Stande kommen sollte, war noch weniger Nachsicht zu hoffen, als von Jener. Was sollte er aber beginnen wenn er das Haus verlassen mußte, an dessen Lage die ganze häusliche Einrichtung geknüpft war?

Er legte die unvollendete Erzählung weg, und beschloß, einen Gang in den Garten zu machen, um sich an seinen Blumen zu erheitern; da öffnete sich die Thüre, und seine liebliche Emma, ein Kind von vier Jahren, flog auf ihn zu, mit zwei Briefen in der Hand. „Du warst mir schon öfter ein Bote der Freude, sagte der Vater, nahm das Kind auf den Schooß, das ihn umklammernd an sein Herzchen drückte, und küßte mit Innigkeit die zarten Purpurlippen. Laß sehen, von wem sind die Briefe?"

Der eine war vom Christkinde.

„Ich schreibe ganz heimlich, berichtete sie, da der Onkel es mir strenge verboten hat; und es ist das erste Mal, daß ich ihm ungehorsam bin. Ach, lieber Vater! erschrecken Sie nicht, wenn ich Sie benachrichtige, daß Ihr armer Bru-

der todtkrank darnieder liegt. Auf einer Reise nach Kallenheim, welche er mit dem Baron von Geyer machte, gingen die Pferde durch; der Wagen stürzte in eine Vertiefung am Wege, und dem Onkel wurde dabei leider das Brustbein zerschmettert. Die Folgen davon sind große Schmerzen, und immer wiederkehrende Blutstürze. Der Arzt meint, er kann ihn wohl noch ein Weilchen hin halten, aber zu retten sey er nicht. Ich sitze Tag und Nacht an seinem Bette, und pflege ihn, der mir so viel Gutes erzeigt hat, mit Aufopferung aller meiner Kräfte. Ach könnte ich doch etwas zu seiner Rettung beitragen, wie glücklich wollte ich seyn! Wohl mir, daß ich wenigstens zur Linderung seiner Schmerzen behülflich seyn kann."

„Gestern wurde das Testament gemacht, bei welchem auch der Propositus zugegen war, der mich eingesegnet hat, und mir immer sehr wohl will. Als die Herren das Krankenzimmer verließen, kam der gute Alte auf mein Zimmer, bat mich, meinen Schmerz zu mäßigen, und nicht so viel zu weinen, weil das den Augen schade, und sagte endlich: Ich wünsche Ihnen Glück! Sie erben Alles bis auf einige Legate, wovon das bedeutendste das Ihres Onkels ist, welches in dreitausend Gulden besteht. Das Ver-

mögen beträgt über achtzigtausend Gulden. Aber äußern Sie gegen Niemand etwas von dem was ich Ihnen mittheile; der Oheim könnte es erfahren, und das Testament zu Ihrem Nachtheil ändern."

„Ich schwieg, um nicht etwas zu versprechen, was ich doch nicht so ganz unbedingt hätte halten können. Ihnen und meiner guten zweiten Mutter, die mir in ihrem letzten Schreiben ihre kummervolle Lage, und das übermüthige Benehmen der Tante Barbara geschildert hat; fühle ich mich verpflichtet, diese Nachricht mitzutheilen, welche leider eben so viel Trauriges als Beruhigendes enthält. Sonst sage ich Niemanden ein Wort, von dem, was der ehrwürdige Propositus mir vertrauete."

„Wie gerne sähe ich, daß Sie hierher kämen, um den guten Onkel zu trösten; allein er will es durchaus nicht, und wurde vorgestern ganz ungehalten, als ich ihm in der besten Absicht den Vorschlag machte."

„Ich muß ans Krankenbette. Leben Sie Alle, Alle wohl!"

„Armer Daniel, seufzte Silberbach, könnte ich Dir doch Linderung verschaffen, oder zu Deiner Rettung etwas beitragen. Du willst es nicht, und ich muß Deine Wohlthat empfangen, ohne

sie nur einigermaaßen verdient zu haben. Groß ist sie, ja, sehr groß; aber um den Preis Deines Lebens möchte ich sie nicht — Armer, armer Daniel!“

Sein Auge netzte sich mit Thränen der Bruderliebe und Wehmuth. Der Edle dachte kaum daran, daß dieser Unglücksfall für ihn die wohlthätigsten Folgen haben, und seinem Elende auf ein Mal ein Ende machen müsse, indem er ja auch auf Antoniens Dankbarkeit mit Gewißheit rechnen durfte. Er verlor sich vielmehr in Gedanken, versetzte sich in seine Jugendzeit zurück, wo er mit dem Bruder fröhliche Spiele trieb, und sich nach jedem Zwiste recht herzlich wieder mit ihm versöhnte; wo er mit hochklopfendem Herzen Abschied von ihm nahm, als er, der ältere, ein Jahr früher zum Gymnasio abging; und verweilte endlich mit seinem Herzen am Lager des Unglücklichen, dessen Seufzer er hörte, dessen Schmerzen er mit empfand. Ein Geräusch der kleinen Emma, welche, seines Schweigens überdrüssig, davon lief, erweckte ihn aus seinen Träumen.

Er erbrach den zweiten Brief, dessen Postzeichen und Aufschrift ihn erkennen ließ, daß er von seinem Sohne komme, welcher seit zwei Jahren bei Herrn Firmin Didot in Paris als

dritter Buchhalter in Diensten stand. Eine preußische Cassenanweisung von hundert Thalern fiel ihm aus dem Briefe entgegen. Es war mehr, als Barbara zu fordern hatte! Er rief sein geliebtes Weib herein, und rief ihr zu, indem seine Augen von hellen Freudenthränen funkelten: „Siehe da! Dein Glaube hat uns geholfen; Dein Spruch ist wahr worden: Wenn die Noth am größten, ist Gottes Hülfe am nächsten! Herrmann hat geschrieben, und diese Cassenanweisung über hundert Thaler hergesandt, die aller unserer Noth ein Ende macht. Auch das Christkind hat geschrieben. Lies, geliebtes Weib! ich kann nicht! Ich will indessen einen Gang im Garten machen.“ Er umarmte die theilnehmende Gattin, und eilte nach der dichten Laube von Hagebuchen, um dem Allvater, dem Regierer der Schicksale der Menschen, seinen heißesten Dank ungestört darbringen zu können.

Amalie las ihres Sohnes Brief zuerst. Mit Zittern, schrieb er, habe er die erste Ersparniß eingesiegelt, ohne den Inhalt auf dem Couvert zu vermerken. Nicht, um am Porto zu sparen; nein, um seinen lieben Eltern eine recht unverhoffte Freude zu machen. Er bitte um schleunige Antwort, damit er bald Gewißheit über die glückliche Ankunft seines Schreibens erhalte. Weiter

schrieb er, daß der politische Horizont in Frankreich, namentlich in Paris, sich außerordentlich trübe, und das Schlimmste bevorstehe, indem Polignacs Nichtachtung der Verfassung, Carls X. Schwäche und tadelhafte Nachgiebigkeit, so wie die Umtriebe der Jesuiten, welche dem Volke öffentlich Hohn sprächen, eine furchtbare Reaction fürchten ließen. „Ich würde diesen Sündenpfuhl von einer Hauptstadt, dieses schöne, aber von so vielen Partheien blutig zerrissene, Land sogleich verlassen, wenn ich nicht in den allerglücklichsten Verhältnissen lebte, indem Herr Didot mich vor einigen Tagen zum Faktor seiner herrlichen Druckerei ernannt hat. Hier habe ich die beste Gelegenheit, mich ungemein nützlich zu machen, meine Kenntnisse zu erweitern, und etwas für Sie und die Zukunft zu ersparen. Darum, so lange Gott will, werde ich das schöne Dienstverhältniß nicht muthwillig aufgeben."

Silberbach kehrte aus der Laube zurück. Noch umschloß sein Antlitz ein Schimmer der Gefühle, welche so eben sein Herz vor dem Ewigen ausgesprochen hatte. Den Cassenschein in ein Blatt Papier geschlagen, trat er in Barbara's Zimmer, mit den Worten: „Vergieb liebe Schwester! vergieb meiner Aufwallung. Es thut mir von ganzer Sele wehe, daß ich Dich gekränkt

habe, und ich bitte Dich daher demüthig um Verzeihung. Zugleich wollte ich nun auch —"

Barbara, die eine große Revüe der Schränke veranstaltet, die Tische mit Wäsche, und alle Stuhllehnen mit Kleidern behängt hatte, schrie ihm entgegen:

„Weg, Du Mißgeburt der Höllen,
Wo die Einfalt Christi wohnt;
Hier wird Stellen und Verstellen
Mit Verspottung nur belohnt.

Heuchelei der Laster Laster,
Heuchelei der Selen Mord,
Heuchelei der Bosheit Pflaster
Heuchelei der Höllen Port.

Wer sich malt mit Deiner Schminke
Ist des Satans Conterfei.
Und wer folget Deinem Winke
Ist nicht Gott noch Menschen treu."

Ruhig und gebeugten Hauptes, sein Papier in der gesenkten Hand, stand Silberbach da, und hörte die Strafrede geduldig an. Als sie geendigt sagte er: „Ich habe die Strafe verdient, Barbara, und komme, meine Unart nicht blos mit Worten, sondern auch mit der That gut zu machen, indem ich Dir hier die Zinsen bringe. Es ist eine Cassenanweisung zum Betrage von hundert Thalern. Wenn Du so gütig

seyn willst, sie anzunehmen, so gieb mir den Ueberrest heraus."

„Eine Cassenanweisung? erwiederte Barbara in einem ganz andern, etwas höhnischen Tone. Gewiß vom Herrn Oberförster!"

„Nicht doch, antwortete Silberbach; sie ist so eben von meinem Hermann aus Paris eingegangen, als die erste Ersparniß, welche ihm möglich geworden ist."

„Ey der Tausend! So, so! Sieh doch! Also von dem? Nun, habe ich das nicht immer gesagt? Aus dem wird Etwas; der hat auf Universitäten unnützerweise nichts durchgebracht. Nun, so laß doch sehen!"

Bei diesen Worten ließ sie den Kater ganz sanft vom Arme herab zur Erde gleiten, setzte ihre Brille auf, und untersuchte recht bedächtig das Geldpapier. Der Kater aber umschnurrte indessen den Hausherrn, als wolle er ihm den Mangel an Zuneigung seiner Gebieterin ersetzen. Endlich sagte sie: „Ich glaube das Papier ist ächt und gut; und da es heißt: Besser hab' ich, als hätt' ich; und weil ich es als ein Andenken von dem guten Hermann betrachten kann, so will ich es nur behalten. Laß sehen, wieviel bekommst Du noch heraus. Hundert Thaler Preußisch sind Gulden ein hundert und funfzig. Ein

hundert zwölf ein halb davon ab, bleiben sieben und dreißig ein halb. Nicht so? Sieben und dreißig ein halb!"

„Ich glaube, sagte Silberbach, und streichelte dem schnurrenden Kater das glänzend schwarze Haar. Ich verlasse mich dabei auf Dich, da ich weiß, daß Du viel perfekter rechnest, als ich."

Barbara verschloß den Cassenschein in ein zierliches Kästchen, welches sie in ein größeres setzte, das, mit drei Schlössern versehen, an einer eisernen Kette befestiget, in einem stark beschlagenen Kasten stand. Hierauf zälte sie sieben und dreißig Gulden auf, wobei sie bemerkte, daß es auf den halben Gulden hoffentlich nicht ankommen werde, indem sie nicht mit kleiner Münze versehen sey.

Silberbach reichte ihr die Hand. „Sey wieder gut Barbara, sagte er mit einer Miene, worin sich sein schönes Herz abspiegelte. Vergieb und vergiß!"

Barbara antwortete:

„Ach wie oft erfähret man,
Daß die besten Freunde hinken,
Wenn man nicht nach ihrem Dünken
Ihnen hat genug gethan,
Und uns Andre Gutes gönnen,
Die sie sonst nicht leiden können.

Doch, wer fraget was darnach!
Wer ein gut Gewissen führet,
Und nur thut, was ihm gebühret:
Dieser scheu't kein Ungemach;
Ob ihn Der und Jener lobet,
Und ein Andrer schilt und tobet."

„Schwester! die Hand!" flehete Silberbach.

„Nun es mag drum seyn! sagte Barbara, und reichte ihm die Fingerspitzen. Aber, was die Kündigung anbetrifft, so muß es dabei sein Bewenden behalten. Ich ziehe natürlich nach der Hochzeit in das Haus meines Bräutigams, der das Geld besser nutzen kann, und in dessen Willen ich mich überhaupt schicken muß. Es ist Eure eigene Schuld, daß Ihr Euch diesen braven Mann zum Feinde gemacht habt, der Euch nützlicher hätte seyn können, wie Oberförster und Pfarrer. Denn wer mit dem Weisen umgehet, der wird weise; wer aber der Narren Geselle wird, der wird Unglück haben."

„Also ist es wirklich mit Deiner Heirath Ernst? Nun, ich wünsche von Herzen Glück. Ich bin, meines Wissens Deinem Herrn Bräutigam nie zu nahe gekommen, und es sollte mir leid thun, wenn er nicht freundlich gegen mich gesinnt wäre."

„Leid seyn oder nicht; freundlich oder nicht!

Ein Jeder trägt seine eigene Haut zu Markte! Du siehst nun, daß es auch noch Leute giebt, die mich hochschätzen, die mich lieben, und in deren Augen ich einen großen Werth habe. Ja, ja! Wir werden die Hochzeit so ganz in der Stille feyern, und uns nicht unnöthig in Kosten setzen; auch ist es jetzt so Mode. Und es darf sich Niemand wundern, wer nicht dazu geladen wird. Denn mein Bräutigam wird sagen: So du mir: so ich Dir!"

„Bevor ich gehe, sagte Silberbach, muß ich Dir noch die traurige Nachricht mittheilen, daß unser gute Bruder mit dem Wagen gestürzt ist, und sich dabei sehr beschädigt hat. Er soll krank darnieder liegen."

„Ey nun! Warum fährt er so unbedachtsam. Gott weiß es, auch der Reichste, der Geschickteste kann auf dieser Erde nicht ohne Kreuz und Leiden seyn. Wir müßen uns trösten.

Gott schläget wohl mit seiner Linken,
Doch mit der Rechten herzet er.
Er läßt uns öfters Essig trinken,
Giebt aber endlich Zucker her.
Obgleich das Kreuz den Centnern gleicht:
Er machet Alles federleicht.

„Laß ihn in Gottes Namen sein Kreuz tragen; er ist noch jung; er wird Alles ausheilen."

„Er ist vier und funfzig Jahr, sagte Silberbach. Wie bald könnte er sterben.“

„Vier und funfzig, oder vier und sechzig: Alles eins, erwiederte Barbara. Ich weiß recht gut, daß ich noch älter bin; allein, die Jahre machen das Alter nicht. Und mit Gottes Hülfe kann ich noch manches Jahr mit meinem geliebten Kluckhuhn in einer vergnügten Ehe leben.“

„Das wolle Gott! Das ist mein herzlichster Wunsch!“ sagte Silberbach, und empfahl sich.

Zwei Monate mochten ungefähr vergangen seyn, während welcher Zeit Silberbach seine ganze Freudigkeit wieder gewann, die nur dann und wann durch den Gedanken an seinen Bruder getrübt wurde, den er sich eben so oft leidend als genesend dachte. An Barbara's Drohung, das Capital zu kündigen, glaubte er nun nicht mehr, da sie mit den Zinsen befriedigt worden war. Kluckhuhn besuchte sie zwar von Zeit zu Zeit, ohne irgend ein Mitglied der übrigen Silberbachschen Familie auch nur im Vorbeigehen zu grüßen; allein über eine förmliche Verlobung, oder gar über das übliche Aufgebot, verlautete nichts, und man war der Meinung, daß sich die ganze Heirathsgeschichte in eine reli-

gids-mystische Bekanntschaft, in eine Art von Conventikel, auflösen werde.

Da erschien eines Tages in der Dämmerung des Abends der Gerichtsbote mit einer Vorladung, welche den Beweis führte, daß Barbara wirklich das Capital gekündigt habe. Silberbach schickte die kleine Emma zu seiner Schwester, mit der Anfrage, ob er sie sprechen könne? Er wurde vorgelassen.

In der Voraussetzung, mit ihr allein zu seyn, bat er Barbara auf das Rührendste, ihr Verfahren gegen ihn aufzugeben, und ihm nicht unnöthige Kosten zu verursachen. Ihren Bibelsprüchen und Liederversen setzte er andere, nur christliche Liebe und Duldung athmende, Sprüche entgegen, ohne sich, wie neulich, auch nur einen Augenblick zu vergessen. Vergeblich! Sie blieb ungerührt, unerweicht, und wies ihn zuletzt darauf hin, sich an sein Nichts zu halten. Ein Hohngelächter erscholl bei diesen Worten aus der einen, sehr verdunkelten, Ecke des Zimmers, die für Silberbach um so weniger erforschlich gewesen war, als seine Sehkraft durch jene Augenkrankheit beträchtlich gelitten hatte. Das Gelächter schnitt ihn durch die Seele, denn es kam von Kluckhuhn, wie er deutlich genug vernahm. Der Arme schwieg beschämt, und verließ

den Ort, wo ein mitleidiger Engel seine Klagen vernommen, und vor den Thron des Allmächtigen gebracht hatte.

Denn kaum war er, mit einer Centnerlast von Sorgen und Kummer in sein Arbeitszimmer zurück gekehrt, als ein Posthorn die stille Abendluft lustig durchschmetterte. Die fröhlichen Töne kamen immer näher und näher. Endlich fuhr ein Wagen auf den Hof, aus welchem ein junger Mann sprang, ohne anzufragen nach Silberbachs Zimmer eilte, und sich diesem mit dem Ausrufe: „Mein Vater!" in die Arme warf.

Emma hatte an der Thür gelauscht. Schnell brachte sie die Nachricht ins Zimmer gegenüber, wo die Mutter in ängstlich süßer Erwartung, was doch die Ankunft des Fremden zu bedeuten haben möge, verharrete: daß der fremde Mann den Vater sehr, sehr ans Herz drücke. Mit zwei Sprüngen war Amalie drüben, und lag an der Brust ihres geliebten Erstgebornen, den sie, trotz seiner männlich schönen Gestalt und der tiefen Dämmerung des Abends, doch sogleich erkannte. Dann kamen die Schwestern und Brüder; Alle jauchzten; Alle jubelten; Freudenthränen flossen von allen Seiten; Hermann wurde aus einem Arm in den andern, von einer Brust an die andere gerissen, und des Zujauchzens war kein Ende.

Nur Tante Barbara getrauete sich nicht, der himmlisch schönen Scene beizuwohnen — „um welche Götter Menschen neiden können!" und Kluckhuhn hatte sich stille weggeschlichen, den Postillon neugierig auszufragen, wen er eigentlich gebracht habe. Um dem Jubel desto besser ihr Ohr verschließen zu können, und vielleicht auch als Mahnung für ihren Bruder, der das Lied aus ihrem Munde längst kannte, sang die fromme heirathliche Jungfrau mit durchdringend heller Stimme:

Herr ich will gar gerne bleiben,
Wie ich bin, Dein armer Hund.
Will auch anders nicht beschreiben
Mich und meines Herzens Grund.
Denn ich fühle, was ich sey;
Alles Böse wohnt mir bei.
Ich bin aller Schand' ergeben;
Unrein ist mein ganzes Leben.

Hündisch ist mein Zorn und Eifer;
Hündisch ist mein Neid und Haß;
Hündisch ist mein Zank und Geifer;
Hündisch ist mein Raub und Fraß.
Ja, wenn ich mich recht genau,
Als ich billig soll, beschau',
Halt' ich mich in vielen Sachen
Aerger, als die Hund' es machen.*)

Als der Sturm der Freude einigermaßen vorüber war, während Mutter und Töchter sich

*) Aus dem Porstschen Gesangbuche, Nummer 731, welches noch an vielen Orten in Pommern gebräuchlich ist; wiewohl das obige Lied in den Kirchen nicht mehr gesungen wird, vielleicht niemals gesungen worden ist.

beeiferten, dem lieben Gaste in aller Geschwindigkeit ein Abendessen zu bereiten, und die Kleinen das müde Auge auf dem Ruhelager schlossen und von tausend schönen Dingen träumten, welche ihnen der kommende Morgen bescheeren werde: umringten die älteren Brüder ihren fast unkenntlich gewordenen Jugendgespielen, und lauschten aufmerksamen Ohres den interessanten Erzählungen Hermanns, von den Wundern der Hauptstadt Frankreichs. Zuletzt, als alle Uebrigen der erquickende Schlummer fesselte, und nur noch Vater, Mutter und Sohn in traulich nächtlicher Stille neben einander saßen, geschahe, auf Hermanns Veranlassung, auch der Tante Barbara Erwähnung. Schweigend vernahm er ihre Heirathsgeschichte; schweigend ihr liebloses Benehmen; und mit tiefer Rührung die bedrängte Lage der zahlreichen Familie. Aber wie herrlich wurde er für sein kindliches Opfer belohnt, als auch nun noch mündlich Vater und Mutter des Augenblicks erwähnten, wo sein Geschenk von Paris eingegangen, als eben, durch Barbara's Härte, die Noth am höchsten gestiegen sey. „Ach, daß es damals nicht mehr seyn konnte!“ rief er in den Umarmungen seiner Eltern aus. „Genug, mein Sohn! erwiederte der Vater. Unser strenge Gläubiger wurde befriedigt, und es blieb noch

übrig." — „Gott segne Dich dafür!" sagte die Mutter, und heiße Thränen des Dankes und der Liebe träuften auf die Wange des wackern Jünglings.

Am andern Morgen früh, als Barbara und der größte Theil der Familie noch schlief, versammelten sich die ältesten Glieder der letzteren in der hellen, duftigen Weinlaube des Gartens, um welche ein Kranz weißer Lilien, Rosen, Nelken und Reseda seine Wohlgerüche aushauchte.

Hermann hatte einen kleinen Reisekoffer neben seinen Sitz an die Erde gestellt, und langte, nachdem die Mutter Kaffee eingeschenkt hatte, für sie einen prächtigen Shawl, und für jedes der Geschwister, groß und klein, irgend ein passendes, werthvolles Geschenk daraus hervor.

„Aber, was bekomme ich denn? sagte der Vater scherzend. Mich scheinst Du ganz vergessen zu haben."

„Dies hier!" antwortete Hermann, und legte vier Goldrollen, deren jede hundert Carolin enthielt, in die Hand des staunenden Vaters.

„Sohn, wie kommst Du dazu? fragte Silberbach mit einem scharf prüfenden Blicke. Das ist ja Gold!"

„Auf die rechtlichste Art von der Welt! antwortete Hermann. Ich versprach gestern Abend

Ihnen die Geschichte der drei merkwürdigen Tage des vorigen Monats, welche Frankreich eine neue Dynastie, wie eine neue Verfassung, gegeben haben, mitzutheilen. Zwar kennen Sie diese gewaltigen Ereignisse bereits aus den Zeitungen; der Bericht eines Augenzeugen wird indessen gewiß nicht ohne Interesse für Sie seyn. Ueberdies hängt der Besitz des Goldes mit jener Geschichte so genau zusammen, daß Eines nicht ohne das Andere erzählt werden kann. Hören Sie, und bewundern Sie Gottes Güte, die in demselben Augenblicke für meine geliebten Eltern sorgte, wo die Hauptstadt eines mächtigen Reichs dem Untergange entgegen zu gehen schien."

Alle horchten hoch auf, und Hermann fuhr fort *):

„Karl X. hatte bekanntlich den kühnen Gedanken gefaßt, zur Vollendung der absoluten Regierung, wie sie bis 1787 bestanden hatte, die Preßfreiheit abzuschaffen, die, noch nicht einmal bestehende, sondern erst zusammen tretende, Deputirtenkammer aufzulösen, und die Wahlen bei einer künftigen so zu ordnen, daß Keiner Aufnahme darin finde, der nicht den am Hofe herrschenden Grundsätzen zugethan sey.

*) Siehe die politischen Stürme Europa's.

Es schien auch fast unbezweifelt, daß der Plan durchgehen werde. Schon wurden am Hofe die Listen Derer angefertigt, welche, wenn der Schlag geschehen, sogleich zur Haft gebracht worden wären, um ihre bisherige Freisinnigkeit zu büßen. Die freie, mitunter auch wohl unangemessene, Sprache der Schriftsteller war dem Hofe unerträglich. Uebrigens wurde bei demselben Alles möglichst geheim getrieben, um den Schlag desto unerwarteter und lähmender fallen zu lassen; denn selbst der, sonst in alle Operationen des Hofes eingeweihete Rothschild wurde diesmal hintergangen. Als er nämlich am 24. Juli sich nach Hofe begab, dem Minister von Peyronnet die Besorgnisse auf der Börse schilderte, und dabei bemerkte: man spräche von außergewöhnlichen Maaßregeln, von Gewaltschritten, welche Vermögen und Personen bedrohten, erhielt er zur Antwort: daß man nicht aus den Grenzen der Gesetzlichkeit gehen werde, so lange nur noch ein Weg zur Vereinigung offen sey."

„Bei aller Geheimhaltung vermehrten sich indessen die beunruhigenden Berichte in dem Maaße, als der entscheidende Augenblick näher kam Ein Beweis, daß auch das tiefste Geheimniß, sobald Mehrere darum wissen, auf die Dauer selten unverrathen bleibt."

„Am 25. Juli Abends halb eilf Uhr, wurde der erste Redacteur des Moniteurs, Sauvo, in die Tuilerien beschieden, und ihm angedeutet, die drei Ordonnanzen des Königs, wornach die Wahlen anders geordnet werden sollten, die Preßfreiheit ihr Ende erreichte, und die Deputirtenkammer aufgelös't wurde, noch während der Nacht in sein Blatt einzurücken. Sauvo konnte sein Schrecken und Erstaunen den Ministern Montbel und Chantelauze, von welchen er das Manuscript empfing, nicht bergen, und äußerte, als die Minister in ihn drangen, beides in den stärksten Ausdrücken. Allein, am Hofe rechnete man auf die Polizei und das Militair. Der Polizeipräfekt Mangin, war ebenfalls nach den Tuilerien beschieden worden. Peyronnet entdeckte ihm Alles, was Tages darauf erscheinen, und was von ihm erwartet werde. Er gebot ihm, alle Rücksicht fahren zu lassen, und keine Schonung zu gebrauchen."

„Als am 26. Juli endlich jene Ordonnanzen erschienen, gerieth ganz Paris in Bewegung. Hier und dort war ein dumpfer Schrecken, bei Andern ein heftiger Unwille bemerkbar. Besonders empörten die Ausdrücke, welche das Gesetz über die Aufhebung der Preßfreiheit enthielt, nicht minder, als das Gesetz selbst. Bekanntlich wurden da-

durch alle Journale verboten, welche keinen Erlaubnißschein erhalten hatten; und alle, ohne denselben, wurden dadurch konfiszirt."

„Nachdem die erste Ueberraschung vorüber war, brach der allgemeine Unwille über die Eingriffe des Königs in die, durch die feierlichsten Eide geheiligte, Charte laut aus, besonders über die Minister, und vorzugsweise über den Fürsten Polignac, welchem man das ganze willkührliche Verfahren, nicht ohne Grund, beimaß. Alles rief: die Nationalgarde müsse zu den Waffen greifen, um die Charte wieder herzustellen. Längst war freilich die Nationalgarde aufgehoben worden; aber die Tausende, welche zu ihr gehört hatten, bewahrten noch größtentheils Uniform und Waffen, und konnten sich daher leicht vereinigen, wenn erst das Zeichen dazu gegeben worden war."

„Niemand hatte, durch das Gesetz gegen die Preßfreiheit, für den Augenblick größere Nachtheile, als die Setzer und Drucker in den Druckereien der lieberalen Blätter. In diesen wurden mehrere Hundert solcher Arbeiter beschäftigt, welche nun, zum großen Theile mit Weib und Kindern, brodlos und in ein namenloses Elend verstoßen worden waren. Gensd'armes und Polizeidiener drangen in diese Drucke-

reien, zerstörten die Pressen, warfen die Lettern unter einander, und benahmen sich fast wie feindliche Truppen in einer erstürmten Vestung, während die Herausgeber der ministeriellen Blätter Triumphe und Bachanalien feierten."

„Bald versammelten sich die verjagten Arbeiter jener Druckereien auf verschiedenen öffentlichen Plätzen, ihr Unglück sich einander klagend, und ihren Mißmuth sich in den heftigsten Ausdrücken mittheilend. Hier schlossen sich ihnen, aus einer gewissen Sympathie, welche diesem Stande eigen ist, und alle Achtung verdient, die Arbeiter anderer Druckereien, die nicht zu den begünstigten gehörten, mit Theilnahme an. Auch in diejenige, welcher ich vorstand, kamen am Nachmittage des 26. Juli verschiedene Abgeordnete, und forderten uns auf, gemeinsame Sache mit ihnen zu machen. Ein alter Setzer aus Rouen war indessen dawider, und so unterblieb für diesen Tag unsere Theilnahme noch, was uns auch eben nicht gereuete, da wir vernahmen, daß die erwähnten Versammlungen gewaltsam auseinander getrieben worden waren. Von Andern hörten wir nur, daß die Fabrikherren ihre Arbeiter in großen Schaaren entlassen, und sie an die Minister gewiesen hätten, sich von ihnen Brod zu fordern."

„Als ich gegen Abend durch einige Hauptstraßen und über einige öffentliche Plätze ging, um die Stimmung des Volks zu beobachten, fand ich überall eine dumpfe Gährung, finstere Gesichter, mitunter lauten Ausbruch von Mißmuth. Diejenigen Laden, worin Waffen verkauft wurden, waren von einer Menge Menschen belagert, und Jeder kaufte, so viel er vermochte. In der Universitätsstraße wurde sogar ein Waffenschmidt förmlich geplündert, weil er übermäßig hohe Preise forderte, und man daraus schloß, daß er ein Feind des Vaterlandes sey. Der Arme war blos so eigennützig gewesen, von der Gelegenheit profitiren zu wollen, wie dies jeder Handwerker und Künstler thut, wenn die Umstände es gestatten."

„Am Abende, als es dunkel zu werden begann, bildeten sich in den Straßen und Plätzen mehr oder weniger zahlreiche Haufen von Personen aller Stände, den höhern Adel ausgenommen, welche zwar von Gensd'armen und Polizeibeamten beobachtet, aber nicht beunruhigt wurden. Im Palais Royal ging es indessen ziemlich laut her. Hier und da that sich ganz besonders eine Stimme hervor und verwünschte die Ordonnanzen, welche zugleich mit den gräulichsten Schimpfnamen belegt wurden. Eine dichte Grup-

pe sammelte sich um den Redner, und zollte ihm Beifall. Das Gedränge wurde entsetzlich, wo zwei solcher Gruppen zusammen stießen. Bald aber erschien Gensd'armerie, und drängte die Menge in den Gallerieen auseinander, welche sich sodann murrend im Garten zerstreuete."

„Kinder und Weiber traten jedoch den Gensd'armen keck entgegen, und schalten sie Tyrannenknechte. Diese waren indessen verständig genug, dies nicht als eine Beleidigung aufzunehmen, vielmehr Jene mit Milde zu ersuchen, sich zurück zu ziehen."

„Als dies vernünftige Benehmen der Gensd'armen zu Peyronnets Ohren gekommen, soll er darüber sehr entrüstet gewesen seyn, und gesagt haben: man hätte den Pöbel niederhauen sollen."

„Um eilf Uhr Abends verließ die Menge das Palais Royal und zertrümmerte die Straßenlaternen unter den schrecklichsten Verwünschungen. Ein Haufe harrete auf die Rückkehr des Fürsten Polignac von St. Cloud, welcher dem Tode vermuthlich nur durch die Gewandheit seines Kutschers entging, der schnell dahin fuhr, während ein anderer Wagen für den des Ministers gehalten wurde. Kaum war er aber in seinem Hotel angekommen, als ein Hagel von Steinen die Fenster zertrümmerte, und die Men-

ge das Haus zu erstürmen suchte. Nur das herbei eilende Militair rettete ihn aus der Todesangst."

„Die ganze Nacht hindurch tobte der Lärm. Die Straßen wurden in allen Richtungen von Militairpatrouillen durchzogen, vor welchen die versammelten Haufen nur langsam zurück wichen."

„Am folgenden Morgen, den 27. Juli, erklärte Herr Didot die Druckerei für geschlossen, und entließ, bis auf Weiteres, die wenigen noch übrigen Arbeiter, welche sich eingefunden hatten, mit einem beträchtlichen Geschenke. Mir stellte er frei, zu bleiben, oder Paris während der Unruhen zu verlassen, und mich demnächst wieder bei ihm einzufinden. In beiden Fällen erbot er sich für meine Bedürfnisse zu sorgen. Ich wählte das Letztere, weil ich keinen besondern Trieb empfand, die Charte zu vertheidigen."

„Aber es sollte ganz anders kommen! Indem ich in meiner kleinen Wohnung, einem Dachstübchen im Hause des Herrn Lavoisie in der Rue de Vendome, beschäftigt war, meine wenigen Sachen einzupacken, stürmten acht junge Leute aus unserer Druckerei herein, und beschworen mich, Paris nicht zu verlassen, sondern mich ihnen anzuschließen. Es gelte die ganze

Existenz der Buchdrucker, und sey gleichviel, ob der durch die furchtbaren Ordonnanzen Getroffene ein Deutscher oder ein Franzose sey! Wer unter dem Schutze der Charte lebe, müsse auch eilen, sie zu vertheidigen! Kurz ich wurde so heftig, und zuletzt unter so bedenklichen Drohungen, bestürmt, daß ich mich, wohl oder übel, endlich entschließen mußte, mit zu gehen. Man gab mir einen gewaltigen Stoßdegen, aus den Zeiten Ludwigs XIV., und der kleine Trupp machte mich zu seinem Anführer."

„Wie gut ist es doch, sagte die zärtliche Mutter, und strich dem geliebten Sohne die braunen Locken von der Stirn, daß ich nicht einmal eine Ahnung davon hatte! Wie würde ich für Dich gezittert haben!" Der Vater aber sagte lächelnd: „Fahre fort, Hermann! Du erzählst sehr interessant; und ich vermuthe, wir werden Manches von Dir erfahren, wovon uns die Zeitungen bis jetzt noch nichts gemeldet haben."

„Wir zogen, fuhr Hermann fort, die Rue de Boucherat und du Temple hinab nach dem Quai de la Greve, wo uns eine große Anzahl Buchdrucker mit Jubelgeschrei empfing. Alle Werkstätten waren geschlossen; alle Arbeiter auf den Beinen. Gegenüber in der Cité wimmelte es von Menschen. Der Platz vor dem

Hôtel de Ville war mit Gensd'armen und einer Truppenabtheilung besetzt, und überdies mit Menschen überfüllt, welche in großen Haufen lärmend darauf umherwogten. Am Quai de Pelletier hatten sich die Eleven der Rechts- und Medizinschule versammelt. Sie ordneten sich, und nahmen uns freudig in ihre Reihen auf. Wir Alle wußten, daß diese jungen Leute bei mehr als einer Gelegenheit Proben ihres Muthes abgegeben hatten, und schlossen uns daher gerne an sie an."

„Jetzt kamen die volkreichen Vorstädte immer mehr in Bewegung. Gegen Mittag wurden alle Laden geschlossen. Große Massen Arbeiter, besonders Schlosser, Maurer und Zimmerleute umringten, soweit es geschehen konnte, das Hotel des Fürsten von Polignac, und sandten ihm ihre Flüche zu. Im Hofe, im Garten und am Haupteingange des Hotels waren eine Menge Truppen aufgestellt. Als die Volksmassen immer näher, und immer wilder andrängten, setzten sich daher von jenen Truppen einige Colonnen in Bewegung, um den wüthenden Haufen zu zertheilen. Die Reuter sprengten im Galopp dahin; aber, wiewohl ihnen die Menge für den Augenblick spottend wich, schloß sie sich doch sogleich hinter ihnen wieder zusammen."

„Während die in Paris bereits befindlichen Deputirten der Kammer, die aufgelöset wurde bevor sie zusammen trat, gegen die Ordonnanzen protestirten, wurden die Massen in allen Stadtvierteln größer, und überall zeigten sich nun auch Bürger aus den höhern Ständen, entschlossen, das Aeußerste zu wagen. Die Polizei that von Mittag an gar nichts mehr; selbst die Linientruppen schwankten.“

„Die Pariserinnen, sogar ganz anständige junge Mädchen aus dem Mittelstande, äußerten nicht selten enthusiastische Theilnahme an politischen Ereignissen. Dieses Hervordrängen, dieses unweibliche Einmischen nennen sie Vaterlandsliebe. Während nun die, größtentheils adelichen, Offiziere die Truppen aufforderten, blind zu gehorchen, wie es denn wohl unstreitig, schon der Aufrechthaltung militairischer Subordination wegen, die erste Pflicht eines Soldaten ist, wurden letztere von einer Menge Weiber und Mädchen mit den rührendsten Bitten bestürmt, ja beschworen, nicht gegen ihre Väter und Brüder zu kämpfen. Aus den Reihen der Männer und Jünglinge wurden die feurigsten Reden an die Truppen gerichtet, und diese darin ermahnt, nicht das Blut ihrer Brüder zu vergießen, für einen König, der die konstitutionelle Freiheit aller

Bürger vernichtet wissen wolle, die von ihm heilig beschworne Charte tief verlezt habe, und nur den Adel und die Jesuiten beschütze, während dem Bürger und Landmann neue Sclavenketten geschmiedet würden. Die Offiziere mußten alle diese Reden mit anhören, wodurch ihre Untergebenen offenbar zum Abfall angereizt wurden, ohne dieselben verhindern zu können!"

„Kaum nahete der Abend, als in verschiedenen Straßen Barrikaden erbauet wurden."

Die Mutter fragte, wie die Barrikaden beschaffen seyen? und nachdem Hermann erklärt, daß es Verschanzungen von sechs bis acht Fuß Höhe, welche, quer über die Straße laufend, von der Erde und den Pflaster-Steinen derselben so wie von Fässern, Wagen und andern beweglichen Gegenständen erbauet, nach feindlicher Seite zu mit Pallisaden und einem Graben umgeben seyen, deren man alle hundert bis zweihundert Schritte, und von jeder Querstraße eine errichte, fuhr er fort:

„Der Marschall Marmont hatte, wie es schien, um Alles schon früher gewußt, und für den Nothfall eine ansehnliche Truppenmasse bereit. Es wurde daher Befehl gegeben, die Barrikaden zu zerstören, und die Volksmassen auseinander zu treiben; allein, die Barrikaden wa-

ren nicht so leicht einzunehmen, und in der Rue St. Honorée, wo man die Truppen mit Vivats empfing, mischten sich diese unter die Bürger als Freunde. Nur die Offiziere trennten sich von ihnen, und eilten in die Tuilerien zurück, um das Vorgefallene zu melden. Statt dieser ungetreuen Mannschaft mußte nun die Garde auftreten.“

„Mit ihrem Erscheinen, unter dem Rufe: Vive le Roi! floß das erste Bürgerblut. Der größte Theil der Barrikaden wurden von den tapfern Garden erstürmt; und die Menge mußte sich kämpfend zurück ziehen.“

„Als dem Fürsten von Polignac dieser erste, für seine Pläne vortheilhafte Erfolg gemeldet wurde, soll er gesagt haben: „Der Anfang ist gut! Der Pöbel wird in seine Löcher kriechen! Ein Aderlaß im Juli ist so gut wie im August!“ womit er auf die schreckliche Bartholomäusnacht angespielt haben würde.“

„Bis dahin schien das Pariser Volk geglaubt zu haben, daß man kein Bürgerblut vergießen werde. Als aber der blutige Kugelregen der Garden fiel; als man bereits mehrere Todte, und zehn Mal so viel Verwundete aufhob und wegtrug; als man sich überzeugt hatte, daß Gewalt nur mit Gewalt vertrieben werden konnte;

als endlich die Veteranen aus den Kriegen in Spanien, an der Moskwa, in Italien und Egypten, die von den konstitutionellen Königen sehr vernachlässigt worden waren, sich unter das Volk mischten, es durch Reden anfeuernd zum Kampfe führten, und seine Arbeiten leiteten: da mehrten sich die Barrikaden von Minute zu Minute; und nur diejenigen Punkte, welche sich auf diese Weise nicht verschanzen ließen, wurden den Königlichen Truppen eingeräumt, die ihre Patrouillen nicht weiter zu senden wagten, und also die Arbeit nicht störten. Während das Volk in dem von ihm besetzten großen Terrain Kugeln goß, Patronen füllete, Säbel wetzte und Bajonette schärfte, bivouacquirten die Truppen auf den öffentlichen Plätzen, unter dem Schutze ihrer Kanonen, bei denen die Artilleristen mit brennender Lunte Wache hielten."

„Einzelne, alte, abgedankte Militairpersonen eilten während der Nacht unter den Vertheidigern der Charte umher, die Menge zu ordnen und in Compagnieen abzutheilen. Es fielen von Zeit zu Zeit nur einzelne Schüsse von den Vorposten der Truppen und denen der Bürger; denn Alles rüstete sich für den kommenden Tag zu einer Schlacht, die das Schicksal Frankreichs entscheiden sollte. Sie sollte auf einem Terrain ge-

liefert werden, wo jedes Haus eine Vestung werden konnte, die mit Sturm genommen werden mußte; wo hunderttausend Mann nöthig gewesen wären, die Schlangenlinie der Straßen von funfzig deutschen Meilen Länge zu besetzen."

„Unter seinem alten Adel hatte der Hof Niemand, dem er Erfahrung und Muth genug zugetrauet hätte, seine Streitkräfte zu kommandiren; daher übertrug er diesen wichtigen Posten dem Herzoge von Ragusa, der aber, wie die Folge bewies, keine Wunder wirken konnte."

„Kaum tagte der Morgen des 28. Juli, als alle streitenden Volksmassen, vielleicht 80,000 Mann, bereits in Bewegung und Thätigkeit waren. Lauter Jubel begleitete das Herabreißen der Schilde an den Kaufmannsladen, welche die Symbole der Bourbons trugen. Die Bürger zogen in Colonnen daher; die Nationalgarden erschienen zahlreich, und marschirten nach der Mairie ihres Stadtviertels; der reiche stand mit dem armen Jünglinge in einer Reihe."

„Schon um acht Uhr Morgens entbrannte in allen Stadtvierteln allgemeiner Kampf. Wohin die Königlichen Reuter vordrangen, empfing sie von den Dächern und aus den Fenstern ein lebhaftes Flintenfeuer, vermischt mit einem Ha-

gel von Steinen. Die dreifarbige Fahne erschien auf vielen Punkten, unter dem heftigsten Kugelregen selbst von Frauenhänden aufgepflanzt, und oft mit dem Blute Derer bespritzt, die sie den Kämpfern voran trugen."

„Wir waren an dem Morgen dieses schrecklichen Tages nach der Vorstadt St. Jacob marschirt. Diese und die Vorstadt St. Marceau wird von einer unverhältnißmäßig großen Menge Leute bewohnt, welche vom Buchhandel leben. Alle diese hatten sich schon Abends vorher zu Compagnieen gebildet, und die Zöglinge der polytechnischen Schule gebeten, sich an ihre Spitze zu stellen. Mit Feuereifer hatten die jungen Leute dem Aufrufe entsprochen. Viele von ihnen blieben an diesem Tage; Viele wurden verwundet; Alle aber zeigten Muth und Besonnenheit im höchsten Grade, wodurch der glückliche Ausgang des Kampfes wesentlich herbei geführt wurde. Denn allenthalben, wo sie erschienen, flößten sie Vertrauen ein, erhielten die Ordnung oder stellten sie her, und leiteten den Angriff. Unter ihrer Anführung wurden am 29. die Schweizerkaserne in der Babylonstraße, die Tuilerien und das Stadthaus verbrannt. Zu Fuß und zu Pferde sahe man sie an der Spitze der Compagnieen, wo der Vornehme und der

Tagelöhner, der Soldat, welcher sein Regiment verlassen hatte, und der halb nackte Bettler mit gleichem Grimm fochten, und Alle ein gemeinschaftliches: „en avant!“ hören ließen.“

„Niemand kann die tapfern Thaten alle schildern, welche Paris am 28. und 29. Juli gesehen hat; Niemand die heroischen Aufopferungen von Kindern und Greisen, Frauen und Mädchen, die im Strome der Ereignisse zum großen Theile spurlos vorüber gegangen sind!“

„Als derjenige Punkt, wo die Bürger eine provisorische Regierung niedersetzen wollten, wurde das Stadthaus betrachtet, und um dessen Besitz von beiden Seiten heldenmüthig gefochten. Die Truppen vertheidigten es eben so hartnäckig, als die Bürger es immer aufs neue bestürmten, bis es endlich in ihre Hände fiel, und darin blieb. Das Palais Royal, der Louvre, die Tuilerien, die Babylonkaserne, und mehrere andere Punkte kosteten nicht minder große Anstrengungen.“

„Der Herzog von Ragusa wußte nicht, wohin er sich wenden sollte. Er scheint sogar geschwankt zu haben, wie weit er in Anwendung der ihm verliehenen Macht gehen sollte. Um 1 Uhr Mittags des 28. machte er einen Hauptangriff auf die in den Straßen verschanzten Bür-

ger. Seine Kartätschen bestrichen einen großen Theil der Straßen, und versendeten Tod und Verderben. Aber so wie die Truppen unter dem Schutz der Geschütze vorrückten, fielen jene unter dem Feuer aus den Häusern und den Barrikaden, die ihre Flanken bestrichen, und wurden von den Steinen erschlagen, die aus allen Fenstern auf sie nieder schmetterten. So, von allen Seiten empfindlich gefaßt, eilte der Herzog mit seinem Stabe nach den Tuilerien zurück. Die Linientruppen unter seinem Befehl waren zum Theil übergegangen; zum Theil hatten sie sich zu schießen geweigert; zum Theil in die Luft geschossen."

„Beim Palais Royal dauerte der Kampf bis Abends gegen neun Uhr. Die Abtheilung, bei welcher ich mich befand, hatte sich gegen sieben Uhr dahin gezogen, und ich war daher, wiewohl nur durch die Umstände gezwungen, aber dennoch nicht ohne Gottes Fügung, einer Derjenigen, welche jenes Palais erobern helfen sollten."

„Schon dämmerte es stark, als wir von den Truppen zurückgeschlagen, und die nächsten Barrikaden von ihnen eingenommen und eilig zerstört wurden. Allein, ein laut schallendes: „en avant!" vereinigte unsere Massen zu einem gewaltigen Stoße, und wir drängten die Trup-

pen in das Palais Royal zurück. Bei dieser Gelegenheit sahe ich einen jungen Menschen in seinem Blute an der Erde liegen. Er streckte die Hand nach mir aus; ich trat näher, beugte mich zu ihm nieder, und vernahm deutlich die Bitte, ihn aufzuheben, und zu seinen Eltern zu tragen, deren Haus nur einige hundert Schritte rückwärts in der Rue du Coq gelegen sey. Ich that, was er verlangte, hob ihn auf meine starken Schultern, und trug den Jüngling dahin. Als ich mit ihm anlangte, öffnete der Portier schnell das Haus, und verschloß es eben so geschwinde wieder. Auf meine Frage: wohin? führte er mich eine breite Prachttreppe hinauf in ein kostbar verziertes Vorzimmer, wo ich meine Last auf ein Sopha behutsam niederlegte. In diesem Augenblick öffnete sich eine Flügelthüre, aus welcher zuerst die Mutter des Verwundeten händeringend und laut schreiend, dann gleich nachher der Vater hervor stürzte. „Ach, mein einziger Sohn! Mein einziger, lieber Sohn! Geliebtes unglückliches Kind! Rettung, Rettung für meinen Einzigen!“ Das waren die Ausrufungen, welche wechselseitig ertönten, während der Jüngling wie todt, einer Leiche an Blässe gleich, da lag.“

„Jetzt erschien ein ältlicher Mann von mili-

tairischem Ansehen, aber in Civilkleidern, welcher der Familie anzugehören schien. Er befahl, den Ohnmächtigen zu entkleiden, und bat die Mutter einstweilen das Zimmer zu verlassen. Ich hatte anfänglich die Absicht gehabt, das Haus gleich wieder zu verlassen; allein der Eltern tiefe Betrübniß rührte mich, und ich war daher bei dem Entkleiden des Verwundeten behülflich. Zu unserem Befremden fand sich am ganzen Körper weiter keine Verletzung, als an der rechten Seite des Halses, wie es schien, von einem Streifschusse herrührend, wodurch ein starker Blutverlust verursacht worden war. Derjenige, welcher die Geschäfte eines Wundarztes übernommen hatte, bereitete in der Geschwindigkeit eine Mischung von Essig, Salz, Spiritus und Wasser, benetzte eine Compresse stark damit und legte sie auf die Wunde, welche, wahrscheinlich wegen der Ohnmacht, zu bluten aufgehört hatte. Dann wurden dem Verwundeten die Schläfe mit Wein gewaschen; man hielt ihm ein Riechfläschchen unter die Nase, und in wenig Minuten schlug er nicht blos die Augen auf, sondern sprach auch schon einige Worte, welche sich auf seine glückliche Rettung bezogen."

„Nun hoben wir ihn auf, und trugen ihn durch mehrere Zimmer, in welchen ungewöhn-

liche Pracht herrschte, nach einem Cabinet, wo ihn ein bequemes Lager aufnahm. Vater, Mutter und Oheim bedeckten den Kranken mit Thränen und Küssen, und die Freude, ihn gerettet zu sehen, war so groß, daß man mich gänzlich darüber zu vergessen schien. Ich wollte diesen Taumel benutzen, um mich unbemerkt zu entfernen; dem Kranken aber war mein Vorhaben nicht entgangen; er streckte die Hand nach mir aus, und bat mit schwacher Stimme, noch zu verweilen. Es war mir unmöglich, ihm diese Bitte abzuschlagen; ich setzte mich an sein Lager, während er mit seiner Rechten meine Linke krampfhaft fest hielt, und einschlummerte."

„Der Wundarzt, in welchem ich nun den Oheim des Jünglings erkannte, bat mich dringend, in dieser Stellung einige Minuten zu verweilen, damit der Kranke nicht aus seinem erquickenden Schlummer gestört werde. Ich that es gerne, weil auch mich ein hoher Grad von Müdigkeit beschlich. Alle Anwesenden beobachteten die tiefste Stille."

„Ein Druck meiner Hand erweckte mich; denn ich war unvermerkt eingeschlafen. Der Verwundete war indessen erwacht, und stammelte mir nun mit feuchten Augen seinen Dank. „Sehen Sie hier, mein Vater! meine geliebet

Mutter! mein verehrter Oheim! den Retter meines Lebens, ohne welchen ich in meiner hülflosen Lage zertreten und zerschmettert worden wäre." –– Er hielt eine Minute inne; dann fuhr er fort: „Ich wußte den blutigen Schauplatz des Krieges in Ihrer Nähe, und versuchte, bis zu Ihnen durchzudringen, um, wenn es seyn müßte, mit Ihnen zu sterben. Am Place du palais Royal gerieth ich in das ungeheure Gedränge der Kämpfenden, und eine Kugel traf mich am Halse, aus dessen Adern das Blut strömend stürzte. Mein Bestreben, bis zu unserm Hotel durchzudringen, war vergeblich. Ich band mir die durch den Schuß zerrissene Halsbinde ab, um das Blut damit zu stillen; allein bevor ich sie noch dazu anwenden konnte, riß mir Jemand das Tuch aus der Hand, und verband damit sein verwundetes Bein. Nun griff ich nach meinem Taschentuche; es war verschwunden, und mir im Gedränge entwendet worden. Da blieb mir nichts übrig, als die immerwährend heftig blutende Wunde mit der Fläche der Hand zuzudrücken, unter welcher gleichwohl der Blutstrom unaufhaltsam hervor drang."

„Bei diesen Worten faßte der Jüngling meine Hand aufs neue, und schwieg eine Zeit lang, weil er sehr erschöpft war."

„Meine Schwäche, fuhr er nach einer Pause fort, wurde endlich so groß, daß ich in dem Gedränge auch nicht einen Schritt weit fortkommen konnte. Ermattet, und halb ohne Bewußtseyn sank ich am Fundamente eines Hauses nieder, und flehete hier, wo in jeder Minute zehn Flintenkugeln neben mir einschlugen, und mein Tod unvermeidlich schien, Viele an, mich aus dem Getümmel fort zu bringen; aber Niemand erbarmte sich mein, als endlich dieser edle, junge Mann erschien, den mir der Himmel als einen Schutzengel zugesandt hatte, und ohne welchen ich in diesem Augenblicke den Lebendigen nicht mehr angehören könnte. Meinen Dank, der nur mit meinem Leben enden kann!"

„Ich höre es an Ihrer Aussprache, sagte der Vater, Sie sind ein Deutscher! Nicht so?"

Ich antwortete bejahend.

„Haben vielleicht noch Eltern und Geschwister?"

Ich erwiederte, daß, soviel ich wüßte, sowohl meine Eltern, als auch meine zehn Geschwister noch am Leben seyen.

„Ist Ihr Vater reich? wohlhabend?"

„Er hat unverschuldetes Unglück, antwortete ich; allein er trägt es mit Stolz."

„In diesem Augenblick ertönte auf der Gasse

ein ungeheures Jubelgeschrei. Ein Kammerdiener trat ein und meldete: das Palais Royal, wie das Louvre, seyen so eben von den Bürgern eingenommen worden."

„Mein Gott! sagte der Vater, so ist es doch dahin gekommen! Armer Carl! Unglückliche Bourbons!"

„Sie haben es nicht besser haben wollen, bemerkte der Oheim. Sie haben das Unheil bei den Haaren auf ihr Haupt herabgezogen."

„Die Mutter weinte stille Thränen auf die Hand ihres lächelnden Sohnes."

„Leben Sie wohl, rief ich aufspringend, hier ist für mich nichts mehr zu thun."

„Alle standen auf und umarmten mich; auch mein Schützling drückte mich voll Rührung an sein Herz. Der Vater begleitete mich durch eine andere Thür. Wir traten in sein Cabinet, welches durch eine kleine Lampe nur dürftig erleuchtet, aber, gleich den übrigen Zimmern, aufs Prächtigste eingerichtet war. Er schloß ein Pult auf, nahm einige Geldrollen heraus, und wollte sie mir in die Hand drücken. Ich trat einen Schritt zurück, und sagte, nicht ohne Empfindlichkeit, daß ich, was ich gethan, nicht für Geld gethan hätte."

„Ich weiß, erwiederte der Alte, eine solche

That ist mit Geld nicht zu lohnen! Es ist auch nur ein kleines Andenken. Nehmen Sie es als ein geringes Zeichen meiner Dankbarkeit. Und wenn Ihr Edelmuth es für sich verschmähet, so machen Sie einigen Ihrer Geschwister eine Freude damit.“

„Im Anfange fest entschlossen, das Anerbieten zurück zu weisen, dachte ich plötzlich an Sie, geliebte Eltern! und Ihre kummervolle Lage. Es war nicht zu bezweifeln, ein reicher Mann bot mir das Geld. Ich hatte seinen einzigen Sohn, vielleicht das einzige Kind, vom gewissen Tode gerettet; und eine solche That war immer der Erkenntlichkeit werth. Für Sie, mein Vater! für Sie durfte ich es nehmen, und ich nahm es. Aber wie erschrak ich, als mein Gefühl mir sagte, daß die Rollen Gold enthielten. Kaum konnte ich meinen Dank stottern, indem ich bemerkte, daß der Lohn zu groß für meine Bemühung sey. „Sie irren, sagte der Mann. Ihnen gebührte mehr. Nehmen Sie mit dem vorlieb, was ich Ihnen bieten kann, ohne daß mir das Opfer beschwerlich wird.“

„Ich drückte ihm gerührt die Hand, ließ die fünf Goldrollen in meine Brusttasche fallen, knöpfte den Rock fest zu, und war in drei Sätzen auf der Straße.“

„Das Getümmel des Krieges wogte um die Tuilerien. Ich überlegte, was zu thun sey. Aus Paris war schwerlich zu entkommen. Wie leicht konnte man mich für einen Royalisten halten, mich festnehmen, und mir meinen Schatz rauben, den ich mit wahrem Wonnegefühl auf meinem Herzen trug. Seinetwegen scheuete ich die Gefahr. Auch glaubte ich für eine, mir eigentlich fremde Sache, die ich bis dahin nur aus Collegialität zu meiner eigenen gemacht hatte, genug gethan zu haben.“

„Als ich noch sinnend überlegte, welchen Weg ich einzuschlagen habe, um mich nun auch selbst zu retten, drang eine Masse Menschen in die Gasse, und riß mich mit sich fort. Der Zug ging bei der Fronte des Louvre vorbei, über den Quai de l'ecole und Pon neuf nach der Rue St. André des Arts, wo Alles in voller Thätigkeit war, Barrikaden zu erbauen. Kaum war die eine fertig, so ging es an eine andere, und von unserer Abtheilung allein, welche aus ungefähr zweihundert Mann bestehen mogte, wurden deren in verschiedenen Straßen während dieser Nacht einige zwanzig erbauet. Alle Straßen im Quartier der Militairschule wurden auf diese Weise in wenig Stunden zu wahren Vestungen gemacht.“

„Mit Tagesanbruch wurden unsere Barrikaden von Linientruppen angegriffen; allein ganz ohne Erfolg. Gleich beim ersten Zusammentreffen empfing ich einen Schuß durch den Huth, einen andern durch den Kragen des Rocks. Die Hitze hatte 28 Grad Reaumur erreicht, und wurde gegen Mittag unerträglich. Man hatte den Soldaten weder Brod noch Fleisch, noch Wein gegeben. Bis zum Hinfallen erschöpft vom Kampfe, vom Hunger, vom Durst, warfen sie die Waffen hin, und sanken neben denselben zur Erde. Es fehlte sogar an aller Pflege für die verwundeten Krieger."

„Während wir in jedem Hause Hülfe und Nahrung fanden, ward der Soldat aller Orten ausgestoßen, wenn er sich nicht den Bürgern anschloß, was ganze Regimenter gethan hatten. Das am Abend durch einen Tagesbefehl der Garde bekannt gemachte Versprechen, wornach denselben ein Sold von anderthalb Monaten ausgezalt werden sollte, konnte den Verschmachtenden wenig nützen. Der Herzog von Ragusa suchte um Brod und Verstärkungen nach, und beides konnte ihm der Hof von St. Cloud nicht geben. Erst am andern Tage um 10 Uhr sollte er etwa 25000 Portionen Brod erhalten."

„Die Zahl der Barrikaden, welche diese

Nacht vollendet wurden, soll über 10,000 betragen haben; sie bildeten aber auch ein Vestungswerk, daß Tausende von Menschen dazu gehört hätten, ja, daß soviel hätten geopfert werden müssen, um den Weg durch eine Straße zu erzwingen. Ueberall sah der Commandeur Brustwehren errichtet, wohin sein Auge blickte, und aus den Häusern, von den Dächern, erfolgte ein unaufhörlicher Hagel von Steinen, sobald er eine derselben stürmen lassen wollte."

„Unaufhörlich ertönten die Sturmglocken in denjenigen Vierteln der Stadt, welche bereits von den Bürgern besetzt waren. Kanonendonner und Flintenschüsse hallten durch die Klagen der Sterbenden und Verwundeten. Kein Mensch schlief! Während die Bürger rasteten, Athem zu schöpfen, berathschlagten die Minister in den Tuilerien mit Marmont, was zu machen sey."

„Der letztere erklärte endlich die Unmöglichkeit, angriffsweise zu Werke zu gehen. Ein Heer von hunderttausend Mann reiche nicht mehr hin, Paris zu erobern; das Einzige sey, bis zur eintreffenden Verstärkung auszuhalten."

„Aber, wie gesagt, schon beim ersten Strale des Morgens ertönte in allen Straßen der Generalmarsch. Die Generale Gerard und Dübourg, die Obersten Düfay und Girard hat-

ten sich an die Spitzen der Volksmassen gesetzt. Lafayette's Name lief bereits durch alle Reihen, und die Deputirten traten auf dem Stadthause zu einer provisorischen Regierung zusammen. Mit erhöheter Ordnung und Uebereinstimmung wurden nun auch die letzten Punkte angegriffen, welche noch im Besitze der Truppen waren. Das 1ste Linienregiment schoß nicht, und ließ die Bürger mitten durch seine Pelotons, nachdem ein Capitain desselben sein Ehrenwort gegeben hatte, daß kein Schuß fallen solle. Spanier, Portugisen, Italiener, Engländer, Deutsche, Amerikaner und Polen mischten sich unter die Franzosen."

„Mitten unter dem Kugelregen hatte sich Lafitte mit einigen muthvollen Deputirten einen Weg zu Marmont gebahnt, um durch Unterhandlung dem Sturme ein Ende zu machen. Als Militair konnte und wollte der Marschall nicht darauf eingehen, sondern zog es vor, Nachmittags, als kein fester Punkt mehr in seinen Händen war, auf dem einzigen noch offenen Wege die Stadt zu räumen. Eine Masse von Menschen, halb nackt, schwarz von Pulverdampf und Staub, verfolgte die in buntem Gewirre fliehenden Garden, während andere in den eroberten Palästen sich siegestrunken wiegten, und auf dem Bette des Königs tummelten."

„Mit dem Schlage eins ward die dreifarbige Fahne auf den Tuilerien aufgepflanzt. Der Donner der Kanonen, das allgemeine Flintenfeuer, das Jauchzen so vieler Tausende verkündete es, daß das Volk gesiegt habe. Mit Recht konnte man von den losgelassenen, zügellosen Haufen der Vorstädte Raub, Mord und Brand fürchten; aber merkwürdig war es, daß von dergleichen Verbrechen nirgendwo etwas vernommen wurde; im Gegentheil ward sowohl Staats- als Privateigenthum geachtet. Nur der Palast des allgemein verhaßten Erzbischofs von Quelen ward hart mitgenommen. Man sagt, es hätten sich darin Waffen, Pulver, Frauenhemden, und unzählige Gemälde in bunter Verwirrung gefunden. Dennoch ward auch hier nichts geraubt, sondern nur zerstört."

„Um drei Uhr Nachmittag ertönten alle Straßen und Plätze von Jubel und Fröhlichkeit; man hörte die Bürger unter Lachen und Singen einander ihre Abentheuer erzälen. Die Nationalgarde besetzte alle Orte, wo Schutz vonnöthen war, indem Soldaten und Garden, Schweizer und Gensd'armen Paris geräumt hatten. Aber der Anblick dieser ungeheuren Stadt war einzig, wenn man bedenkt, daß alle Männer unter Waffen, die meisten Häuser abgedeckt, und die

Straßen theils aufgewühlt, theils verrammelt waren."

„Wie Viele diese große Umwälzung mit ihrem Blute, oder gar mit ihrem Leben bezalt haben, wird wohl nie genau ermittelt werden können. Einige geben die Zahl auf 12,000, Andere nur auf so viel Hundert an. Da das Pflaster der Straßen überall aufgerissen war, so wurden die Todten häufig gleich da, wo man sie fand, beerdigt. Aber Viele sind auch in die Seine gestürzt worden, an deren Ufern am 28. und 29. so heiß gekämpft wurde. Fast alle Verwundete waren sehr gefährlich verletzt, was daher rührte, daß man ganz in der Nähe kämpfte, und in Ermangelung der Kugeln mit gehacktem Blei, Nägeln und andern fremdartigen Körpern geladen hatte."

„Mit Mühe gelangte ich um fünf Uhr Abends nach meiner Wohnung, woselbst ich meinem Hauswirthe eine lange Erzählung von dem, was ich in der Zwischenzeit erfahren hatte, machen mußte. Den Erwerb meiner Goldrollen verschwieg ich ihm natürlich. Nachdem ich mich durch Speise und Trank erquickt hatte, legte ich mich nieder, und schlief bis zum andern Tage Vormittags zehn Uhr."

„Hierauf bestellte ich Extrapost auf den Weg

nach Metz; ging sodann zu meinem Prinzipal, ihm zu erklären, daß ich es bei diesen bewegten Zeitläuften für angemessen halte, nach Deutschland zurück zu gehen. Der edle Mann entließ mich sehr gerührt, zalte mir den rückständigen Gehalt aus, und fügte dem noch ein Geschenk von dreihundert Franks bei, welche ich dankbar annahm"

„Auf dem Rückwege kaufte ich die kleinen Geschenke für mein Mütterchen und die lieben Geschwister, und als ich vor meiner Wohnung ankam, fand ich die Extrapostchaise bereit. Ich reisete Tag und Nacht. Dreifaches Trinkgeld beflügelte die Pferde, und so ist es möglich geworden, daß ich in sechs Tagen hier habe eintreffen können. Aber, wo bleibt Tante Barbara, daß ich auch ihr meine kleine Gabe überreichen kann."

Kaum hatte er dies gesagt, als die so eben Erwähnte, ihren gewaltigen Kater auf dem Arme, daher gewandelt kam

Hermann stand sogleich auf, und küßte ihr ehrerbietig die Hand.

„I Du mein Gott! sagte sie, wie kommst Du so bald hierher. Ich denke, Du bist in Paris. Und wie groß bist Du geworden! Nun, das muß ich sagen! Du hast doch hoffentlich Deine Condition nicht verlassen; denn ein Thor ist, wer unrein Wasser ausgießt, bevor er reines

wieder hat. Ein wohlgeübter Mann versteht viel; und ein wohlerfahrner kann von Weisheit reden; wer aber nicht geübt ist, der verstehet wenig, und die irrigen Geister stiften viel Böses."

„Für diesen Augenblick habe ich zwar keine Condition, erwiederte Hermann; aber mir ist nicht bange, bald wieder eine zu finden. Daß ich so groß und stark bin, macht, daß ich in wenig Tagen meinen fünf und zwanzigjährigen Geburtstag feiern werde. Und der Umstand, daß ich hier bin, wird durch vierhundert Carolin gerechtfertigt, welche ich dem Vater bringe, und die jene vier Röllchen da enthalten. Das fünfte Hundert ist leider zur Hälfte mit der Reise aufgegangen. Doch ist mir noch so viel geblieben, eine Condition in Ruhe abzuwarten. Sie sehen also, liebes Tantchen! daß ich viel reines Wasser geschöpft, und davon noch Vorrath habe."

„Vierhundert Carolin! schrie Barbara, à 10 fl. macht 4000 Gulden! J Du mein Gott! wo hast Du das viele Geld her? Bedenke wohl, was Sirach sagt: Wer von unrechtem Gut opfert, deß Opfer ist ein Gespött: aber solch Gespött der Gottlosen gefällt Gott nicht überall. Die Gaben der Gottlosen gefallen dem Höchsten gar nicht; und Sünden lassen sich nicht versöhnen mit viel opfern."

„Es ist ganz gerechtes Gut, meine liebe Schwester, sagte Silberbach, und Du, und Niemand anders, sollst das Geld haben.“

„Ich? Nun ja! erwiederte sie mit sichtbarer Freude. Ich muß Euch nur sagen, schon war ich halb und halb entschlossen, Euch mein ganzes Lebensglück aufzuopfern, die Kündigung des Capitals zurück zu nehmen, und nicht zu heirathen. Da es sich aber jetzt so gut trifft, so braucht Ihr mich nicht mehr, und das Aufgebot kann am nächsten Sonntage in Gottes Namen Statt finden. Gott sey Dank, daß ich ein gutes Gewissen habe!

Wie selig ist ein gut Gewissen,
Das weder Welt noch Teufel scheu't.
Es ist ein sanftes Federkissen,
Gebettet mit Zufriedenheit.
Ein gut Gewissen ist der Schild,
Und wenn der Neider noch so brüllt.

Das schönste Bild beschmeißen Fliegen;
Der Staub fällt auf den Purpur auch;
So mischt der Neid verdammte Lügen,
Wie Dornen in den Rosenstrauch.
Ein gut Gewissen aber lacht,
Weil es die Unschuld freudig macht.

Hermann, welcher von dieser erbaulichen Rede wenig gehört, sondern unterdessen in seinem Koffer gekramt hatte, trat hiernächst auf die Tante zu, und überreichte ihr ein Stück

prächtigen, silberfarbenen Seidenzeuges zum Kleide, nebst einer Schnur sehr schöner ächter Corallen. Die Ueberraschung, welche dies kostbare Geschenk hervor brachte, war nicht geringe. „Nun, da sendet mir Gott mein Hochzeitskleid, durch Dich geliebter Sohn! rief sie, indem sie die Augen zum Himmel aufschlug. Es ist ein Zeichen von oben, das Geld und das Kleid! Ach, ich habe alle Abende mit dem Herrn gerungen, und um ein Zeichen gebeten. Nun ist es da! Aber die Furcht des Herrn ist die rechte Weisheit und Zucht; und der Glaube und die Geduld gefallen Gott wohl."

Mit Erstaunen vernahm Hermann, daß Tante Barbara auf Freiers Füßen gehe; er dachte indessen delikat genug, seine Verwunderung nicht laut werden zu lassen, sondern stattete seinen Glückwunsch in der besten Form ab, wodurch er sich bei der greisen Braut fast eben so sehr, als durch sein Geschenk insinuirte.

Nun erschienen endlich auch die übrigen Kinder, und die ganze Familie war sonach um den Frühstückstisch versammelt. Ach, welche Freude herrschte rings umher! Da war auch kein einziges Herz, welches nicht in dankbarer Rührung für den geliebten Sohn und Bruder schlug. Nur etwas Neid mischte sich doch in Barbara's Ge-

fühle, wenn sie bedachte, wieviel des Geldes auf einmal in die Hände des dürftigen Bruders gekommen sey. Ihre Neugier über das Woher? der Goldrollen befriedigte Hermann kurz, indem er sagte: „Ich rettete einem reichen Mann in Paris mit eigener Gefahr das Leben, und dafür gab er mir das Gold."

Noch war die Familie versammelt, als ein Wagen vorfuhr, aus welchem ein bejahrter Mann im dunkelfarbigen Ueberrock stieg, und geradesweges in den Garten kam. Silberbach, der ihm entgegen ging, erkannte sogleich in ihm seinen ehemaligen Bekannten, den jetzigen Oberpfarrer Grünmeyer in Lindenhayn. Nach herzlicher Bewillkommnung bat der Reisende um eine Unterredung unter vier Augen. Silberbach führte seinen Gast ins Besuchzimmer, und hier theilte ihm derselbe Folgendes mit:

„Vor acht Tagen war ich in einer Gesellschaft unserer Universitätsstadt. Es kam die Rede auf Sie, mein geehrter Freund! Allgemein bedauerte man Ihr Unglück; allgemein ward Ihre Unschuld, was die demagogischen Umtriebe betrifft, anerkannt. Unter andern kam auch die Rede auf Ihren ehemaligen Kriegskameraden, den Studenten X. dessen Correspondenz mit Ihnen an dem ganzen Unheile Schuld gewesen seyn

soll. Mir schien der Name bekannt. Bald sagte mir mein gutes Gedächtniß, daß Sie sich dieses jungen Mannes wegen in Ansehung einer Pfarre in unserer Gegend einst bei mir verwendet hätten, und daß Ihr Schreiben einen Brief desselben an Sie eingeschlossen hatte. Gleich nach meiner Ankunft zu Hause untersuchte ich meine Papiere, und, siehe da! finde Ihr Schreiben nebst Einschluß. Hier ist es! Vielleicht können Sie noch jetzt einen guten Gebrauch davon machen; denn das Schreiben des X. enthält auch nicht eine Spur von demagogischem Treiben. Ich weiß nur, daß ich Ihnen damals gleich darauf antwortete, daß in meiner Gegend keine Pfarre erledigt, auch keine nahe Aussicht dazu sey."

Silberbach überlas die beiden Schreiben, strich sich ein paar Mal über die Stirn, und rief dann freudig aus: „Ja! dieser Umstand ist von größter Wichtigkeit für mich! Ich kann nun beweisen, daß mein letztes, eben den Verdacht erregendes Schreiben an den armen X,. die Antwort auf das vorliegende war. Und dies ist hinreichend, mich von allem Verdachte frei zu sprechen, und, so Gott will! meine Professur mir wieder zu verschaffen."

Beide setzten sich darauf hin, und berichteten diese Lage der Sache dem Landesherrn. Sil-

berbach bat um Revision der Untersuchungsakten, und sein Freund Grünmeyer bestätigte aufs Feierlichste die Wahrheit der Angabe. Datum und Postzeichen lieferten übrigens die unumstößlichsten Beweise.

Der nächste Sonntag war der feierliche Verlobungstag der Tante Barbara mit Herrn Garlieb Kluckhuhn, wohlbestallten Steuereinnehmer des Orts. An demselben Tage erfolgte auch das Aufgebot des sehr würdigen Brautpaares. Silberbach hatte zu dieser feierlichen Gelegenheit seine Freunde, das heißt den Prediger und Oberförster nebst Familien geladen, und, seit vielen Jahren zum ersten Male, ein Dutzend Flaschen Wein herbei geschafft. Zufällig war an diesem Tage auch Hermanns Geburtstag. Aber das Schicksal hatte der, so lange in Dürftigkeit schmachtenden Familie noch eine, ungleich größere Freude bereitet. Eben als die ganze Gesellschaft fröhlich bei Tafel saß, und die vierte Gesundheit ausbrachte, trat leise und unvermuthet eine schwarz gekleidete, verschleierte Dame ins Zimmer, und bat sehr höflich um gastfreie Aufnahme für diese Nacht, indem sie vorgab, ihr Wagen sey zerbrochen, und das Wirthshaus des Dorfes nicht geeignet, sie aufzunehmen. Mit

Freuden bewilligte Silberbach die bescheidene Bitte, und ersuchte die Dame, an dem kleinen Familienfeste Theil zu nehmen. Sie entschleierte sich hierauf, und dem Hausherrn stralte ein liebliches, aber bekanntes Gesicht entgegen. Nur zwei Augenblicke war er zweifelhaft, wen er vor sich habe. Da that er einen Freudensprung und rief: „Das Christkind, das Christkind!" Alle standen vom Tische auf; alle Glieder der Silberbachschen Familie drängten sich an Antonien. Sie flog aus einem Arm in den andern, von einem Herzen an das andere!

Ihr Vorwand war natürlich ein Scherz gewesen; denn der Wagen mit ihrem Mädchen wartete am Eingange des Thores. Nun hätte die Freude wo möglich noch allgemeiner werden können, wenn Antonie sich nicht mit Müdigkeit entschuldigt, und gleich darauf in Amaliens Begleitung das Zimmer verlassen hätte.

Nachdem die Gesellschaft sich nach Hause begeben, und Herr Kluckhuhn seiner Braut sich aufs zärtlichste empfohlen hatte, versammelten sich Antonie, Amalie und Silberbach im traulichen Schlafstübchen der ersteren. Hier erfuhr Silberbach, was ihm gleich anfangs geahnet hatte, daß sein Bruder vor zehn Tagen zu den Vätern versammelt worden sey. Er weinte ihm

eine brüderliche Thräne, und erkundigte sich sehr sorgfältig und mit der innigsten Theilnahme nach den Umständen seiner Krankheit und seines Todes. Dann vernahm er von Antonien, daß das vor zwei Monaten errichtete Testament bestehen geblieben, und sie nach demselben zur Universalerbin eingesetzt worden sey. Bis zu ihrer Volljährigkeit solle das Vermögen, welches sich auf 76,000 Gulden belaufen könne, von zwei Vormündern, dortigen geachteten Justizbeamten, verwaltet, und ihr demnächst überantwortet werden. Die Zinsen könne sie bis dahin zu ihrem Unterhalte ungeschmälert beziehen. Silberbach sey, wie sie ihm schon gemeldet, mit einem Legate von 3000 Gulden, und die Tante Barbara mit 1000 Gulden bedacht worden.

„Ich habe zu diesen Legaten aber auch noch einige andere gefügt, mein Väterchen! sagte Antonie schmeichelnd, um die Vergessenheit des verstorbenen Onkels gut zu machen, nämlich für Tantchen hier, und jedes ihrer eilf Kinder 4000 Gulden. Mir bleiben alsdann noch 24000 Gulden, weit mehr, als ich gebrauche, um von den Zinsen nothdürftig zu leben. Nehmen Sie diesen kleinen Beweis kindlicher Zärtlichkeit und treuer Geschwisterliebe gütig auf, und so lange ich bei Ihnen seyn darf, außer einem kleinen

Nadelgelde, die sämmtlichen Zinsen des Capitals."

Man denke sich Silberbachs und seines guten Weibes Ueberraschung! Fast eine Stunde lang wurde der edelste Wettstreit gekämpft. Endlich siegte Antoniens Beharrlichkeit; und nie empfing der Gott des Schlummers zufriedenere und glücklichere Menschen, als heute.

Antonie, welche von ihrem verstorbenen Oheim eine wahrhaft zweckmäßige, höhere Ausbildung erhalten hatte, war, ohne eine blendende Schönheit zu seyn, von jeglichem Reize der Jugend und Anmuth geschmückt. Was Wunder, wenn das neunzehnjährige Mädchen, im traulichen Familienumgange, auf Hermann einen tiefen Eindruck machte. Schon in den ersten Tagen lernten beide sich hochachten, und bald darauf liebten sie sich mit eben der Innigkeit, wie Silberbach und seine Amalie. Am Hochzeitstage Barbara's schon war die Verlobung.

Silberbachs, welche voraussahen, daß die Tante in ihrem neuen Verhältnisse sich noch weniger glücklich fühlen werde, als in dem bisherigen, gleichwohl nicht davon abzurathen gewagt hatten, weil sie den Starrsinn Barbaras kann-

ten, vermieden Alles, was dem greisen Ehepaare nur entfernt hätte unangenehm seyn können. Das auf dem Gütchen stehende, bereits gekündigte, Capital wurde gezalt, und Barbara verließ das Haus unter den aufrichtigen Glückwünschen der ganzen Familie. Beim Abschiede sagte sie zu ihrem trefflichen Bruder:

„Du bist nun wohl reich, Emanuel, reicher als ich, und wirst es noch mehr werden; aber verlaß Dich nicht auf Deinen Reichthum, und denke nicht: Ich habe genug für mich. Folge Deinem Muthwillen nicht, ob Du es gleich vermagst, und thue nicht, was Dich gelüstet. Denn wenn man satt ist, soll man gleichwohl denken, daß man wieder hungern kann; und wenn man reich ist, soll man denken, daß man wieder arm werden kann. Denn es kann vor Abends wohl anders werden, wie es am Morgen war; und solches Alles geschiehet bald vor Gott."

„Werde aber auch nicht geizig, Emanuel, und danke es mir nun auch, so lange Du lebst, mit der That, daß ich Dir mein Vermögen hingab zu einer Zeit, wo Du Nichts hattest, und in großer Noth warst. Der Geiz, heißt es in der Schrift, ist die Wurzel alles Uebels."

Ein Geizhals hat bei seinem Grämen
Nicht eine Stunde Fröhlichkeit.

Er hat, und darf sich doch nichts nehmen
Weil er sich's immer selbst entbeut!
So wird er von sich selbst verzehrt,
Und ist nicht eines Hellers werth.

Sorge nicht, Barbara! sagte Silberbach freundlich, ich werde weder stolz noch geizig. Du weißt, daß ich es in den Tagen meines Glücks nicht war, und daß der Gedanke an den Mammon mich nie plagt. So oft ich Dir dienen kann, soll es immer herzlich gerne geschehen. Bleibe mir gut und uns Allen.

Kaum waren drei Monate seit dieser Periode verflossen, als Silberbach den glücklichsten Tag seines Lebens feierte. Der gerechte Fürst hatte nicht allein die Akten einer Revision unterworfen, sondern sie selbst gelesen, mit den eingesandten Briefen verglichen, und Silberbachs Unschuld, wie seine reine, wohlbethätigte Vaterlandsliebe anerkannt. Er erhielt demnach ein Fürstliches Cabinetsschreiben, worin er von aller Schuld frei gesprochen, ihm überlassen wurde, entweder die Erledigung einer Professur auf der Landesuniversität abzuwarten, oder als außerordentlicher Professor mit seinem ehemaligen Gehalte daselbst einzutreten, oder endlich die frühere volle Besoldung als Pension anzunehmen,

und seine letzten Lebensjahre in Ruhe zuzubringen. In allen drei Fällen sollte ihm das seit seiner Suspension in Abzug gebrachte halbe Gehalt für die ganze Zeit der Entbehrung nachgezalt werden.

Der überglückliche Mann wählte, troz dem Zureden seiner Freunde, welche ihn gerne im Dörfchen behalten hätten, die zweite Alternative, indem er versicherte, die Zeit nicht erwarten zu können, wo er so glücklich sey, den Lehrstuhl wieder zu betreten. Sechs Wochen nachher dozirte er bereits vor einem zahlreichen Auditorio; in drei Monaten hatte Hermann sich in der Universitätsstadt als Buchhändler etablirt; und vor vier Wochen feierte er mit der liebenswürdigen Antonie sein Hochzeitsfest, bei welchem auch ich, der Erzäler, ein fröhlich theilnehmender Gast war.

Madame Kluckhuhn kaufte das, so lange von ihr und ihrem Bruder bewohnte Landgut für den halben Preis seines Werthes. Sie lebt mit ihrem ehelichen Gemal gerade nicht unglücklich; aber beide scheinen den übereilten Schritt, wenigstens einmal täglich, zu bereuen. Ich fürchte, ich fürchte, sie werden dereinst nicht sagen können! Ende gut: Alles gut!

Merkwürdige

Schicksale zweier Liebenden in Frankreich, während der Revolution.

Die französische Revolution ist so reich an Begebenheiten aller Art, daß, obwohl beinahe vierzig Jahre seit dem ersten Beginn derselben verflossen sind, manche derselben das lebhafteste Interesse auch jetzt noch, ja für alle Zeiten erregen; besonders, wenn, wie in nachfolgender Geschichte, sie sich wirklich so und nicht anders zugetragen haben.

Jene merkwürdige Zeit ist ein Schauplatz des Erhabensten und Gemeinsten, des Edelmuths und der Niederträchtigkeit, des Schönsten und Häßlichsten, des Heiligsten und Verworfensten, was ein so aufgeregtes Menschenleben nur darzubieten vermag. Wir sehen darauf die heldenmüthigsten Aufopferungen, und den blutigsten Eigennutz; die zarteste Liebe, wie die schmutzigste Wollust; die menschlichste Schonung, wie den schnell verfolgenden Mord — fast dicht neben einander

vorüberziehen, und alles zusammengenommen ein Gemälde bilden, welches an das Wunderbare gränzt, und dennoch das Gepräge der Wahrheit trägt; einer Wahrheit, die bald entzückt, bald den Glauben an die Menschheit furchtbar erschüttert, oder uns zuweilen gar daran verzweifeln läßt.

Die Zeit mildert Alles; auch das schreiendste Kolorit der gräßlichsten Scenen erbleicht nach und nach zu mehr oder minder deutlichen Schatten. Nur Wenige unter uns mögen sich noch der Begebenheiten einer furchtbaren Staatsumwälzung, ja der furchtbarsten, welche die Geschichte kennt, aus eigener Anschauung mit Bestimmtheit erinnern. Die Meisten sind schon dahin gegangen, wo keine Unzufriedenheit, keine zerstörende Leidenschaft das Menschenherz mehr zerreißt. Zu entfernt ist der merkwürdige Schauplatz jener schreckenvollen Zeit von uns, die wir, glücklicherweise nur als gefühlvolle Zuschauer Theil daran nehmen durften; oder wir spielten damals in beneidenswerther Unbefangenheit die fröhlichen Spiele der Jugend, hörten nicht das Geschrei der Unglücklichen, sahen nicht die Blutströme der Unschuld und des Verbrechens fließen.

Laßt uns daher immer eines dieser ins Graue

verflossene Schattengemälde mit den leuchtenden Farben der Wonne, mit den düstern Tinten des Elends auffrischen. Es wird nicht bloß ein unterhaltendes, es wird auch ein lehrreiches Bild geben! Jeder Pinselstrich wird uns zurufen: „Wohl dem Menschen, wenn er unter dem segensreichen Schutze eines trefflichen Fürsten und guter Gesetze zufrieden und ruhig lebt; aber wehe ihm, wenn er sich gewaltsam losreißt von den Banden der Ordnung, und mit wilder Begierde neue Schöpfungen beginnt, aus den Trümmern ehrwürdiger Formen. Sie sind entweder noch stark genug, ihn zu zerschmettern; oder, wenn er so glücklich war den Bau zu vollenden, so ist er wandelbar, wie Alles, was Zeit und Ordnung nicht geheiligt haben."

Im Jahre 1815 führte mich meine Bestimmung in das Landhaus des Grafen L., umgeben von einer der herrlichsten Gegenden des nördlichen Frankreichs. Zuvorkommend nahm mich der Edle auf; nicht wie eine nothwendkg zu tragende Last des Krieges, sondern wie ein Freund, dessen Ankunft man mit Sehnsucht und Freude erwartet.

Graf L. war ein Mann von ungefähr 45 Jahren, mittlerer Größe, edlem Anstande und feiner Bildung. Seine Gestalt war hager, dabei

hatte er aber die den meisten Franzosen eigene Lebhaftigkeit und Beweglichkeit. Dünnes Haar bedeckte seine hohe reine Stirn, unter welchem ein Paar dunkele Augen funkelten, wie glänzende Sterne. Einzelne Züge ehemaliger männlicher Schönheit liehen seiner Physiognomie einen eigenen Reiz, und verbreiteten sich darüber, wie Abendsonnenblicke über eine dunkle Landschaft. Er sprach seine Muttersprache höchst angenehm, dabei fertig englisch, und verständlich deutsch. Seine Gattin hatte mit den Kindern den schönen ländlichen Aufenthalt verlassen, als die von der Mehrzahl der Franzosen erwünschte Nachricht von der verlornen Schlacht bei belle alliance eingelaufen war, und ihren Aufenthalt im Schlosse eines Verwandten in Bretagne genommen; so, daß ich den Grafen von Niemand als seiner männlichen Dienerschaft umgeben fand.

Das Glück wollte mir wohl; ich durfte hier einige Tage rasten, und der Graf suchte alles hervor, mir diese Tage so angenehm zu machen, als möglich.

Ein lieblicher Garten im englischen Geschmack umgab das Landhaus. In seinen Anlagen fand ich Simplizität und Zierlichkeit zweckmäßig gemischt. Ein Hain von prächtigen Ahornbäumen zeichnete sich besonders vortheilhaft darin aus;

wir besuchten ihn jeden Vormittag und jeden Abend, um ein ländliches Mahl darin zu genießen, aber oft ging ich auch allein dahin, um der brennenden Mittagsschwüle auszuweichen, oder die ersten Stralen der aufgehenden Sonne darin zu belauschen.

An diesem Schattenorte erzählte mir nun der Graf so manches merkwürdige Ereigniß seines Lebens, unter andern auch folgende Geschichte, welche ich in mein Taschenbuch niederschrieb, und dem geneigten Leser hier mittheile, so gut die mit Bleistift flüchtig hingeworfenen Züge, und mein ziemlich treues Gedächtniß sie aufbewahrt haben. Sollten auch Nebensachen fehlen, so sind doch die Hauptumstände gerade so wieder gegeben, wie ich sie aus dem Munde des Grafen empfing.

Kaum war mein Vater gestorben, und ich hatte als ein achtzehnjähriger Jüngling und einziger Erbe seines ruhmvollen Namens, und der beträchtlichen Güter, die Verwaltung der letzteren unter Leitung eines würdigen Oheims angetreten, als die Revolution mit allen ihren Schrecken ausbrach. Die großen Opfer, welche man vom Adel forderte, brachte ich der unvermeidlichen Nothwendigkeit; ich entkleidete mich willig aller Vorrechte, theuer erworben durch die Ahnen meines

Hauses, und wurde ein schlichter Citoyen, wie es die Volksgewalt damals forderte. Dies war allerdings das größte Opfer, welches ein alter Edelmann und feuriger Jüngling, eingenommen für die durch Jahrhunderte geheiligten Vorurtheile seines Standes bringen konnte; und ich erwähne daher nicht weiter des beträchtlichen Theiles meines Vermögens, welches ich innerhalb zwei Jahren halb freiwillig, halb unfreiwillig hingab. Aber immer noch behielt ich viel zu viel für die Raubsucht der Demagogen. Man suchte, und fand bald genug eine Gelegenheit, mir meine Güter zu entreißen, nachdem zuvor, wiewohl vergeblich, alles aufgeboten worden war, meine Unterthanen gegen mich aufzureizen; denn diese waren von meinen Vorfahren, wie von mir, und ganz besonders von meinem Vater, nicht bloß mit der höchsten Milde, sondern mit väterlichem Wohlwollen behandelt worden, so daß Liebe und Dankbarkeit sie in den schwierigsten Zeiten an meine Person fesselten, und daß sie ihre Freiheiten und Besitzrechte, welche ihnen die Volksgewalt so freigebig ertheilte, als ein Geschenk von mir mit dankbarer Rührung annahmen.

Häufig war mein Haus die geheime Freistätte vertriebener und verfolgter Priester. Weit entfernt von aller Bigotterie, hielt mein greiser

Oheim sowohl, als ich, für heilige Pflicht, den Unglücklichen beizustehen, selbst dann, wenn dieser Beistand mit augenscheinlicher Gefahr verknüpft war. Ein treuer alter Diener war unser einzige Vertraute bei diesen Liebesdiensten; dessenungeachtet hatten die Jakobiner einiges darüber ausgewittert, und eines Abends spät erschien plötzlich ein Kommando der Nationalgarde, um die strengste Haussuchung zu halten; obgleich fünf Unglückliche verborgen waren, so fand man glücklicherweise ihren Aufenthaltsort nicht. Das konnte uns indessen vor der Wuth unserer Verfolger nicht mehr schützen; wir wurden noch in derselben Nacht fortgeschleppt, und zwei Tage darauf in das Palais Louxembourg gebracht, wo wir die Anklage-Akte zu erwarten hatten, welcher in jenen Zeiten sogleich die Verurtheilung und Hinrichtung zu folgen pflegte. Mein guter Oheim überlebte diese grausame Behandlung nicht lange. Am dritten Tage wurde er bettlägerig krank, und am neunten schon trug man ihn als Leiche hinaus.

Von diesem Augenblicke betrachtete ich mich als völlig verwaiset. Mein Schmerz war unendlich! Arm, elend, ohne Freund und Rathgeber, dem gewissesten Tode entgegen schmachtend: was blieb mir noch zu hoffen, oder zu wünschen übrig?

— Täglich wurde eine Anzahl von Schlachtopfern aufgerufen und abgeholt; täglich ward ihr Abgang durch neue Ankömmlinge ersetzt. Jedesmal, wenn die Liste derjenigen abgelesen wurde, welche der Guillotine entgegen geführt werden sollten, war ich darauf gespannt, auch meinen Namen zu hören, wenn gleich bisher mir noch keine Anklage mitgetheilt worden war. Ich durfte ja nicht hoffen, daß bei dieser allgemeinen Anarchie selbst jene elende Form noch beobachtet werden würde, obgleich ich nach und nach die Erfahrung machte, daß dies wirklich geschah.

In dieser bedaurungswürdigen Lage, in welcher allein nur noch die Religion mich mühsam aufrecht erhielt, wo ich oft der Verzweiflung nahe war, erschien mir plötzlich ein Engel des Trostes. So wahr ist es, daß kein Unglück so groß ist, in welchem sich nicht auch irgend ein Glück ereignet; und daß der Mensch, selbst am Rande des Grabes, nicht berechtiget ist, die Hoffnung aufzugeben. Wie in einem Gemälde der Schatten die Farben hebt, so zeigen sich in Zeiten der Tyrannei und des Jammers zuweilen Charactere, deren energische Menschlichkeit mit dem Geiste der Verwüstung sonderbar kontrastirt.

In jenen glücklichen Tagen, als ich, ein lebensfroher, heiterer Jüngling, in Paris den Stu-

dien oblag, machte ich die Bekanntschaft der Baronesse D.., einer der interessantesten Frauen am Hofe der liebenswürdigen Königin. Sie hatte eine Tochter, die reizende Jakobine, das treue Ebenbild ihrer verehrungswürdigen Mutter, welche damals ungefähr dreizehn Jahre zählen konnte. Gleiche schuldlose Neigung fesselte uns gegenseitig: es war die Liebe zur Musik, und manche schöne Abendstunde genoß ich in dem Kabinet der Baronesse des ungestörten Vergnügens, das schöne Kind, bald mit der Geige, bald mit der Flöte zu begleiten. Nur wenn ihr Herz gewinnender Gesang ertönte, verstummte ich; denn alsdann wurden alle Gefühle in mir rege, welche eine jugendliche Brust mit dem Zauber der ersten heiligen Liebe erfüllen.

Als ich genöthiget war, mein väterliches Erbe zu übernehmen, schied ich mit dem stillen Vorsatze, nach Verlauf zweier oder dreier Jahre um die Hand des lieblichen Kindes zu werben. Bis dahin hatte aber zwischen uns noch nicht die mindeste Erlärung stattgefunden, indem ich keine Beweise von Gegenliebe erhalten hatte, und ein bloß freundschaftliches Betragen mich nicht zu Ansprüchen, oder auch nur zu bestimmten Hoffnungen berechtigen konnte. In den bald darauf erfolgenden Stürmen der Revolution gab ich aber,

nach dem Rathe meines Oheims, alle Verbindungen mit Paris auf, bis ich späterhin erfuhr, daß die Baronesse D.., als eine Vertraute der Königin, in ihre Flucht mit verwickelt, hingerichtet worden, ihre Tochter aber spurlos verschwunden sey.

Nun denke man sich mein freudiges Erstaunen, als ich diesen Engel in Menschengestalt plötzlich vor mir stehen sah, und die längst entbehrten süßen Laute ihrer Rosenlippen hörte. Alle übrige Mitgenossen des Zimmers hatten ihr ehrerbietig Platz gemacht, und staunten sie verwundernd an; sie aber unterbrach meine fast krampfhaften Empfindungen dadurch, daß sie sich an meine Brust lehnte, und heiße Zähren der innigsten Theilnahme vergoß. Wir gingen hierauf in eine Fenstervertiefung, wo sie mir mit wenig Worten ihre Unglücksfälle erzälte, und hinzusetzte, daß sie sich jetzt bei einer Großtante in der Rue St. Jacob, Vorstadt St. Germain, aufhalte, und dort ganz unbemerkt, fast vergessen von der ganzen Welt lebe. Einer der verfolgten Priester, welche ich geschützt, hatte sich zu ihrer Großtante gewagt, und als er meiner, seines Retters, erwähnt, auf Befragen Jakobinens mein jetziges Gefängniß genannt. Sie eilte also gleich hierher um mir Trost und einige

Erfrischungen zu bringen, die ihr Körbchen enthielt.

Von jetzt an besuchte sie mich täglich. Die Schwierigkeit, Eintritt in das Gefängniß zu erhalten, schreckte sie nicht ab. Geduld, Bitten, Nachgeben, Bösesein, Artigkeit, Schmeichelei, List: Alles wurde von ihr angewendet. Zuweilen bekam sie, nur erst wenn sie ganze Tage mit unabläßiger Mühe gewartet hatte, die Erlaubniß, mich durch ihren Anblick zu trösten, und durch ihre melodischen Töne zu bezaubern; denn in der Regel sang sie mir ein Lieblingslied aus den Tagen unseres Glücks. Die Härte der Jahreszeit hielt sie nicht ab. Oft sahe ich sie kommen, als Knabe verkleidet, in einer dünnen Karmagnole, mit Holzschuhen an den zarten Füßchen. Sie durchlief lieber ganz Paris im Schnee, als daß sie das Vergnügen, mir Trost zu bringen, einige Augenblicke verzögert hätte. Sie war beständig unterweges, von dem Convent zu den Jakobinern, von den Jakobinern zu den Gruppen auf öffentlichen Plätzen und Straßen; so hörte sie alles, behielt alles, und kam augenblicklich, mir im Gefängnisse Bericht abzustatten. Selten waren es tröstliche Neuigkeiten; aber sie versüßte die Bitterkeit derselben durch Ermahnungen zur Resignation, und zu der meinem Stande angemesse-

nen Würde. In den höchsten Extasen von Edelmuth wünschte sie auf demselben Karren zu seyn, der mich auf den Richtplatz führen sollte, um mit mir zu sterben, und mich zu lehren, wie man sterben müsse, wenn man unschuldig sterbe. Aber sie möchte nicht neben einem Feigherzigen sitzen, sagte sie; das würde sie außer sich bringen. Dann bediente sie sich ihrer bezaubernd entzückenden Stimme; sie suchte durch Gesänge, welche den Umständen angemessen waren, den Balsam des Trostes in unsere Seelen zu flößen, unter andern durch folgenden Vers aus dem Oedip:

Du malheur augustes victimes,
Mettez un terme a vos regréts.
Quand le coeur est exempt de crimes,
Du sort on doit braver les traits.
Que votre ame en paix s'abandonne
Aux soins que nous prendrons de vous.
Pour vous servir nous aurons tous
Le zéle et le coeur d'Antigone.

Immer war sie heiter, und von den besten Hoffnungen erfüllt. Zuweilen sahe ich sie ganz triumphirend ankommen, wenn es ihr gelungen war, die unbezähmbaren Höllenhunde zu besänftigen, welche sonst Alles unbarmherzig zurückstießen.

Drei Monate waren bereits seit meiner Gefangennehmung vergangen. Durch meine Trösterin erfuhr ich, daß meine Güter durch die Tyrannen für ihren eigenen Vortheil von Fremdlingen verwaltet wurden. Meubles, Betten, Wirthschaftsgeräth, Pferde und Vorräthe waren verschwunden; man hatte sonach mein Verderben unausbleiblich beschlossen. Immer aber war mir die verhängnißvolle Anklageakte noch nicht zugestellt, während sich das Personal meiner Unglücksgenossen seit dieser Zeit mehr als dreimal erneuert hatte. Da gab mir mein guter Engel den Gedanken zur Flucht ein. Aber das wie? — Kaum war es möglich nur daran zu denken! Und dennoch sollte der gewagte Versuch gemacht werden. Von dieser Zeit brachte mir Jakobine, so oft sie kam, irgend ein weibliches Kleidungsstück unter ihren Kleidern verborgen, welches ich dann ganz unbemerkt unter die Matratzen meines Bettes versteckte. So hatte ich in Kurzem einen vollständigen Anzug. Alles übrige wurde nun verabredet.

Eines Abends kam sie erst gegen zehn Uhr, und verweilte so lange, bis wir überzeugt waren, daß alle Gefangenen fest schliefen. Dann kleidete sie mich im Dunkeln an, schob mich zur Thüre hinaus, und flüsterte mir nach: „Muth mein Geliebter! Freiheit oder Tod!“ Ich wankte zur

innern Thür des Hofes und pochte leise an. Die Frau des Gefangenwärters öffnete sogleich, und, ohne ein Wort zu sagen, ging ich vorüber. Die erste Schildwache sahe mir gleichgültig nach; die zweite, ein ganz junger Mensch, wie es mir bei dem matten Laternenlichte schien, trat auf mich zu, und sagte: „Morgen Nachmittag punkt vier Uhr bei der Bürgerin G..., nicht wahr?" worauf ich meiner Instruktion gemäß erwiederte: „Ganz gewiß!" und — ich hatte das Gefängniß hinter mir.

Um sich diese glückliche Rettung erklären zu können, muß ich erwähnen, daß Jakobine die Frau des Gefangenwärters mit einem Brillantschmuck, 500 Louisd'or an Werth, und den schildwachstehenden Nationalgardisten mit dem bestimmtesten und zärtlichsten Versprechen eines Rendezvous bestochen hatte. Er hielt mich für seine Schöne und ließ mich daher passiren.

So wunderbar gerettet flog ich, mehr als ich ging, nach der Rue St. Jacob, und warf mich zu den Füßen der würdigen Beschützerin meiner edlen Befreierin. Gerührt hob sie mich auf und nahm mich in ihre Arme. Große Thränen perlten die Wangen herab, welche das Alter gefurcht hatte. Dann warf sie sich vor einem kleinen Bilde nieder

und betete. Als die Thüre aufging, stürzte mir mein alter treuer Diener Jacob zitternd vor Freude entgegen. Er hatte mich hier erwartet; auch er hatte hier Schutz gefunden.

„Sie müssen sogleich fort, mein theurer Sohn!" sagte die edle Matrone; „in dieser Nacht noch! Nehmen Sie diesen Beutel mit Gold; es wird für die ersten Bedürfnisse hinreichend seyn." Ich lehnte das großmüthige Anerbieten ab; aber sie versicherte, das Gold gehöre Jakobinen, sie leihe es mir, um es in bessern Tagen wieder zu erstatten, und es sey ihr ausdrücklicher Wille, daß ich es annehmen solle. Nun konnte ich nicht länger widerstehen; ich nahm das Dargebotene, kleidete mich in die von meinem redlichen Diener herbeigeschafften Sachen, und wollte mich entfernen, nachdem ich der Baronesse nochmals meinen heißesten Dank gestammelt, und ein paar Zeilen an Jakobinen mit zitternder Hand geschrieben hatte. Aber noch hatte ich das Anerbieten einer großmüthigen Aufopferung zu bekämpfen. Nicht nur, daß Jacob mir schlechterdings ein Beutelchen mit Geld, vielleicht die ganze Ersparniß seines Lebens, aufdringen wollte: nein, er hatte auch beschlossen, mir zu folgen, es gehe, wie es wolle. Nur die Unmöglichkeit, mich zu bestimmen, mein Schicksal an

das zweifelhafte Fortkommen eines Greises zu knüpfen, und die Ueberzeugung seinerseits, daß es ihm zuletzt doch unmöglich fallen würde, einem zwanzigjährigen Jünglinge zu folgen, hielt ihn endlich zurück.

Ich verließ die große Mordhöhle noch in derselben Nacht, und wendete mich nach den südlichen Departements, indem ich des Nachts marschirte, auf der bloßen Erde unter Bäumen schlief, oder mich in Höhlen verkroch, und nur bei ganz gemeinen, armen Leuten in abgelegenen Hütten einsprach, um mir die nothwendigsten Nahrungsmittel zu verschaffen. Diese wilde Lebensweise hatte die unselige Folge, daß mich ein Rheumatismus überfiel, der ganz besonders in dem linken Beine seinen Sitz aufgeschlagen hatte, und mir von Zeit zu Zeit unsägliche Schmerzen verursachte. Dessenungeachtet schleppte ich mich bis in die Nähe von Marseille, wo ich einen nahen Verwandten meiner verstorbenen Mutter, und bei ihm Schutz und Sicherheit zu finden hoffte. Ich hätte mir den eben so mühsamen als gefährlichen Weg ersparen können; der Edle hatte sein schuldloses Leben auf dem Schafot ausgeblutet, und nicht er allein, sondern auch seine Gattin und zwei hoffnungsvolle Söhne. Er war ja reich; er war folglich reif für die Guillotine,

den großen Prägestempel in der National-Münze. In dem herrlichen Schlosse seiner Väter rasete nun ein wüthender Jakobiner-Klubb, und seine Schätze hatten die Demagogen verschlungen.

So getäuscht schlich ich mich nach der Gegend von Bourdeaux, unter unsäglichen Gefahren, und immer in der Furcht, gefangen und unter das Mordbeil geschleppt zu werden. Eines Abends suchte ich meine Nachtherberge in einem unbewohnten Weinberge. Hier lagerte ich mich zwischen dicht belaubten jungen Reben, welche eben in der Blüthe standen, und ihre aromatischen Gerüche weit und breit erquickend aushauchten. Der erste Stral des Frühroths weckte mich. Leise verrichtete ich mein Morgengebet, und ging dann von der andern Seite die Terrassen des Berges herab. Aber, o Himmel! wie wurde ich überrascht. Zu meinen Füßen lagen vier Männer im tiefsten Schlafe, wahre Bilder des Elends und des Jammers. Zwei davon erkannte ich sogleich als meine ehemaligen Kameraden auf der Rechtsschule in Paris; mir blieb kein Zweifel übrig, daß sie alle zur Klasse der Verfolgten gehörten, und folglich meine Unglücksgenossen seyen Ich trat einige Schritte zurück, hinter eine Weinwand, und nicht lange hatte ich da, in Betrachtungen versunken, gestanden, als Einer der-

selben erwachte, und die Uebrigen aufrüttelte. Schon die ersten Worte, welche sie mit einander sprachen, überzeugten mich vollkommen, daß die Gesellschaft aus einigen von den geflüchteten Girondins bestand, denen ich mich also ohne Gefahr anvertrauen konnte. Leise trat ich hervor; nichts desto weniger schienen alle Vier wie vom Blitze gerührt, und kaum konnten meine Worte sie überzeugen, daß ich nichts weniger als zu fürchten sey. So verzagt macht das Unglück im Augenblicke der Ueberraschung! Ich, zur Schattengestalt hingeschwunden, zerlumpt und schmutzig, vermochte durch mein unvermuthetes Erscheinen vier Männer tödtlich zu erschrecken, von denen fast Jeder einzeln hinreichend gewesen wäre, mich in einem Augenblicke unschädlich zu machen.

In wenig Minuten war ein Freundschaftsbund zwischen uns geschlossen, und ich knüpfte mein Schicksal für jetzt unbedingt an das ihre. Hatte ich doch nun Gefährten im Leiden; konnten sich doch nun unsere Klagen vermischen, und fanden Anklang in der Brust des Andern!

G.. hatte eine Verwandte in Bourdeaux. Er hatte beschlossen sich diesen Abend zu ihr zu begeben, und um Schutz für sich und seine Unglücksgefährten zu flehen; mindestens hoffte er

doch für seine Person durch sie gerettet zu werden. Den Tag über brachten wir in den weitläufigen Steinbrüchen von Bourdeaux zu, und gegen Abend endlich sahen wir G.. mit pochendem Herzen hingehen. Nach einigen Stunden brachte er die Antwort, wir möchten Alle kommen. Nur wurde uns empfohlen, die Mitternachtstunde zu wählen, und jede Vorsicht anzuwenden, daß uns Niemand gewahr würde; unsere Sicherheit, hatte sie gesagt, hänge vorzüglich von der genauen Erfüllung dieser vorläufigen Bedingungen ab.

Wir kamen, nach Besiegung mancher Schwierigkeit, glücklich im Hause der Madame Bouquet an. Hier fanden wir denn die zärtlichste Sorgfalt, eine Standhaftigkeit, einen Muth, eine Aufopferung, welche denen meiner Jakobine beinahe gleichkamen. Wir wurden anfänglich in eine Höhle, dreißig Fuß tief unter der Erde, einquartirt, deren Eingang überdies noch so gut verdeckt war, daß ihn kein Mensch bemerken konnte. So geräumig sie aber auch war, so konnte doch der beständige Aufenthalt von fünf Menschen die Luft die sich nur schwer erneuern ließ, verderben, und uns alle krank machen. Wir richteten also in einem andern Theile des Hauses eine zweite, gesundere, fast eben so sichere und schwer zu entdeckende Verschanzung

für uns ein. Nach einigen Tagen erhielten wir noch von zwei Unglücklichen Botschaft, daß sie seit vierzehn Tagen siebenmal ihre Schlupfwinkel gewechsel hätten, und nun keinen Rath mehr wüßten. „Sie mögen beide kommen!“ rief die herrliche Frau; obwohl kein Tag verging, an welchem sie nicht mit einer Haussuchung bedroht wurde; ja, sie stand sogar in einem so großen Verdachte von Tugend, daß oft die Rede davon war, sie arretiren zu lassen. Jeden Tag schlug die Guillotine Köpfe ab, und die Räuber begingen Abscheulichkeiten aller Art; jeden Tag hörte man sie schreien: daß sie die Leute, bei denen sie Flüchtlinge fänden, mit ihnen in ihren eigenen Häusern lebendig verbrennen wollten. Man sprach sogar davon, die Stadt solle in Brand gesteckt werden. „Mein Gott,“ sagte Madame Bouquet, mit ruhiger Heiterkeit zu uns, „sie mögen kommen, die Inquisitoren! Ich lasse es mir gefallen; wann Ihr es nur nicht auf Euch nehmt sie zu empfangen. Nur wäre es schlimm, wenn sie mich arretirten; was wolltet Ihr alsdann anfangen?“

Unsere beiden Unglücksgenossen kamen also, und stiegen in unsere Höhle hinunter. So waren wir denn unser sieben. Wie aber sollten wir uns ernähren? Die Lebensmittel waren im gan-

zen Departement schon selten. Unsere Beschützerin bekam für ihren Theil nur ein Pfund Brod des Tages; aber auf dem Speicher lagen Erbsen und trockene Bohnen. Um nicht frühstücken zu dürfen, standen wir erst gegen Mittag auf, und aßen dann eine bloße Gemüsesuppe. Bei einbrechender Nacht verließen wir in aller Stille unsere Winkel, und versammelten uns bei Madame Bouquet. Bald ein Stück Rindfleisch, das mit genauer Noth im Fleischscharrn zu haben gewesen war; bald ein Stück Geflügel von dem beinahe erschöpften Hühnerhofe; etliche Eier, etwas Gemüse oder Milch, machte unser Nachtessen aus, wobei sie hartnäckig darauf bestand, nur wenig zu sich zu nehmen, um uns desto mehr übrig zu lassen. Sie war mitten unter uns, wie eine Mutter von ihren Kindern umgeben, für welche sie sich aufopferte.

So blieben wir ganze vier Wochen in dieser ziemlich gesicherten Lage, ungeachtet der Verfolgungen von einem intimen Freunde G...s, welcher um unsern Aufenthalt wußte, und alles anwendete, uns zu vertreiben; ja in seiner niederträchtigen Furcht den Kopf endlich so sehr verlor, daß er, um nicht zu sterben, sich eine Kugel durch den Kopf jagen wollte. Durch tausenderlei Lügen, Ränke, Drohungen und feige

Kabalen aller Art, deren Erzälung ich übergehe, erreichte er endlich seinen Zweck.

Wir gingen fort. Es war in der Nacht. O, Gott, Du hast sie durch zu traurige Prüfungen bezeichnet, als daß ich sie je vergessen könnte!

Wir wollten nach einem Hause, sechs Stunden von unserm bisherigen Aufenthalte. — Sechs Stunden! Wir waren also sehr gewiß, wohl empfangen zu werden. G.. zweifelte nicht daran, und ich selbst fand diesmal, daß er Recht haben müsse. Die Person, bei welcher er uns einführen wollte, gehörte zu einer Familie, die schon längst mit der seinigen im freundschaftlichsten Vernehmen stand; und er persönlich hatte diese Frau von einem Kriminalprozesse gerettet, wobei ihre und ihrer Eltern Ehre in nicht geringer Gefahr schwebte. Seit dieser Zeit, und noch lange vor der Revolution, hatte sie ihm tausend Betheuerungen von Dankbarkeit, tausend Anerbietungen ihrer Dienste gemacht. Uebrigens hatten wir uns vorgenommen, sie nur auf vier bis fünf Tage um ein Asyl zu bitten; denn unsere großmüthige Freundin war entschlossen, was man auch dagegen einwenden mochte, uns nach Verlauf dieser Zeit wieder bei sich aufzunehmen.

Anfangs verirrten wir uns, indem ein Freund von G.., der uns ein Paar Stunden

Weges zu geleiten versprochen hatte, eine Unmöglichkeit vorgeschützt, das heißt, nicht das Herz zu diesem Freundschaftsdienste gehabt hatte. Um eilf Uhr gingen wir fort, und erst um zwei Uhr Morgens hatten wir den Querweg von zwei Stunden, auf welchen es ankam, bei der höchsten Anstrengung aller Kräfte zurückgelegt. Wir wateten den ganzen Weg fast bis an die Knie im Kothe, und ich hatte den Verlust eines Degenstockes zu bedauern, auf welchen ich mich so oft und so kräftig hatte stützen müssen, bis er endlich zerbrach. Man kann sich unsere Müdigkeit vorstellen; indessen hatten wir noch vier Stunden Weges vor uns, und der Tag begann schon zu grauen. Ein dichtes Gehölz nahm uns auf; wir wagten nicht weiter, als eine Stunde Weges noch zu gehen, und beschlossen hier die nächste Nacht zu erwarten.

Um zehn Uhr Abends setzten wir ungestört unsern Weg fort. Wäre es in der Jagdzeit gewesen, so hätten wir in unserer Lage Alles zu fürchten gehabt; so aber ging der lange Tag glücklich vorüber. Um vier Uhr Morgens waren wir endlich am Ziel unserer Wanderschaft, über und über mit Koth bedeckt, bis auf die Haut durchnäßt, und gänzlich erschöpft, da es die Nacht fortwährend stark geregnet hatte.

G.. ging voran, und klopfte an die Thüre. Nach Verlauf einer halben Stunde steckte ein Bedienter den Kopf heraus; aber dieser Mensch, der ihn hundertmal gesehen, der so manches gute Geschenk aus seiner Börse erhalten hatte, wollte ihn nicht erkennen, wiewohl G.. ihm mehre Male seinen Namen genannt hatte. Endlich sagte er, er wolle Madame aufwecken. Nun verging wieder eine halbe Stunde, und dann ließ Madame sagen: was man von ihr verlange, sey unmöglich, indem es in ihrem Dorfe einen Aufsichtsausschuß gäbe. Sie mußte wohl nicht wissen, daß überall dergleichen waren! — G.. ließ sich noch nicht abweisen; er verlangte, wenigstens vorgelassen zu werden, anfänglich allein nur, wenn Madame es lieber sähe, damit er sie nur einen Augenblick sprechen könne. Madame ließ antworten: auch das sey unmöglich; und — die Thüre wurde verschlossen.

Wir hielten uns nun schon eine Stunde unter Bäumen auf, die so voll Wasser waren, daß sie uns mehr zuschickten, als von uns abwehrten. Als ich diese Stellung eingenommen hatte, vermischten sich die Schweißtropfen meines Gesichts mit Strömen von Regen; seit ich mich aber nicht mehr bewegte, blies mich ein Südwind an, der mich anfangs kühlte, aber sehr bald kalt

wie Eis anwehete. Unsere Kleider, vom Wasser getränkt, wurden wie Eis; mich besonders fror, daß mir die Zähne klapperten.

G.. kehrte endlich verzweiflungsvoll zurück, und brachte uns die niederschlagende Nachricht von dem unerwarteten Ausgange seiner Bemühungen. Ich vernahm ihn kaum; ein schrecklicher Wechsel ging in mir vor; meine Ausdünstung war gänzlich gehemmt; ich zitterte am ganzen Körper, und wurde ohnmächtig. Meine Freunde wollten mich stehend an einen Baum lehnen; ich war aber zu schwach, um mich zu halten: sie mußten mich auf den Boden, das heißt ins Wasser, gleiten lassen. G.. eilte wieder an die Thür zu klopfen; man machte aber gar nicht auf, sondern erlaubte ihm nur, durch das Schlüsselloch zu sprechen. „Ein Zimmer und Feuer," sagte er; „nur für zwei Stunden. Einer meiner Freunde ist ohnmächtig geworden." — Es wurde Madame berichtet; sie ließ antworten: es sey unmöglich! — „Nur wenigstens ein Paar Tropfen Essig und ein Glas Wasser!" rief mein unglücklicher Freund. Es währte nicht lange, so ließ Madame wieder antworten: es sey unmöglich!

Ich sollte ihren Namen nennen, um sie der allgemeinen Verachtung Preis zu geben; denn

noch lebt sie, und zwar im höchsten Wohlstande. Aber ich überlasse sie ihren Gewissensbissen. Möge sie im Augenblicke der Todesangst kein rächendes Ungeheuer finden, das ihr Wasser und Feuer versage.

Den fortgesetzten Bemühungen meiner Freunde hatte ich es zu danken, daß meine Ohnmacht nur kurze Zeit währte. Der Tag war unterdessen angebrochen, und schon regten sich die Landleute auf ihren Höfen. Nach reiflicher Ueberlegung entschieden wir, daß es nicht räthlich sey, ferner zusammen zu bleiben, und daß Jeder von uns sein Heil für sich allein suchen wolle. Auf einer Wiese trennten wir uns also; G.. flüsterte mir zu, daß er wieder zu seiner edlen Freundin zurückkehre, und bat mich, mitzukommen. Allein nichts hätte mich vermögen können, diese menschenfreundliche Frau, die mir wie ein heiliger Engel erschien, wiederholt in Gefahr zu setzen, und ich schied von Allen mit beklemmtem Herzen.

Mehr als der Blüthenschmuck der jungfräulichen Erde; mehr als der prächtig gestirnte Himmel; mehr als die schaffende und bewegende Kraft des Weltalls; mehr als der Götterfunken, die Vernunft, im Menschen, bürgt mir die große Wahrheit unserer Religion, welche

die Fortdauer nach dem Tode verheißt, der Umstand, daß hier so oft die Tugend verkannt, geächtet, zermalmet wird, während das Laster triumphirt. Ach, noch jetzt füllen sich meine Augen mit Thränen der Wehmuth, wenn ich des Schicksals jener edlen Frau gedenke.

Wenige Tage nach unserer Abreise gab der vorher genannte schlechte Mensch, der es wahrlich nicht verdiente, ein Verwandter von Madame Bouquet zu seyn, die Retterin so manches Unglücklichen an. Man fand G.. bei ihr, und beide wurden — drei Tage darauf hingerichtet. Du siehst meine Thränen, verklärte Frau! Sey meine Fürsprecherin, wenn ich die Pforten der Ewigkeit betrete; denn du bist einer Heiligen gleich, und deine Bitten wird die Gottheit nicht ungerührt lassen! —

Nun war ich wieder allein, verwaiset, getrennt von der ganzen Welt, unter Menschen, von welchen ich voraussetzen mußte, daß sie mein Verderben suchten. In meinem Versteck bei Madame Bouquet hatte ich Pariser Blätter gelesen, worin meine Flucht angezeigt; worin ich auf das Genaueste beschrieben war; worin man mich für vogelfrei erklärt, einen Preis von tausend Livres auf meinen Kopf gesetzt, und Jedermann aufgefordert hatte, mich todt oder

lebendig den Tyrannen zu überliefern. Zwar war seitdem eine geraume Zeit verflossen, und Aufforderungen dieser Art häuften sich so sehr, daß sie, bald nachdem sie gelesen waren, wieder vergessen werden mußten; allein, wer stand mir dafür, daß nicht ein unglücklicher Zufall mein Schicksal unvermuthet entschied? Wo sollte ich hin? Meine Freunde waren todt oder unglücklich; meine Verwandten emigrirt oder unter dem Mordbeile gefallen. Ach, es war ein Zustand grauser Verzweiflung für mich! Wer weiß, ob ich nicht einen freiwilligen Tod der fast unvermeidlichen Guillotine vorgezogen haben würde, wenn mir nicht noch ein freundlicher Stern geleuchtet hätte. Es war meine Jakobine! Ihr Andenken kettete mich noch an das von allen Seiten gedrängte Leben, und die Sehnsucht nach ihr wurde plötzlich so groß, daß ich beschloß, es koste, was es wolle, nach Paris zurückzukehren, um sie noch einmal zu sehen. Im Gefängnisse hatte ich sie verlassen. War sie glücklich daraus entronnen, nachdem man die Wachen gewechselt hatte? Ich durfte es mit Wahrscheinlichkeit voraussetzen, denn ich kannte ja ihren energischen Character. Also in Gottes Namen nach Paris! Jakobinen noch einmal zu sehen, war mir der Rettung vom gewissesten Tode gleich; und vollendete ich den Weg zu

ihr nicht, so hatte ich doch so lange eine süße Hoffnung noch genährt.

Denselben Nachmittag mußte ich noch drei Stunden gehen, um gegen Abend durch Müssidan zu kommen, und noch eine Stunde weiter ein Nachtquartier zu suchen. Um drei Uhr machte ich mich auf den Weg, etwas ausgeruhet; von der erwärmenden Sonne ganz getrocknet; aber vom Rheumatismus schrecklich gequält. Die Schmerzen wurden bald so heftig, daß mein Körper mit jedem Schritte krumm zusammenfiel, und sich nicht ohne peinliche Mühe wieder aufrichtete. Mein krankes Bein schwoll, ward brennend, und so schwer, daß ich es kaum mehr schleppen konnte. Um meine Noth zu vergrößern, war der Weg, auf dem ich kroch, bald durch tiefe Kothhaufen unterbrochen, bald mit spitzigen Steinen bedeckt, über welche ich mich nicht anders als über glühende Kohlen wagte. Der Gang war so mühselig, daß ich mich von fünf zu fünf Minuten immer mit Schweiß überschwemmt fand; und da mußte ich, wohl oder übel, wenigstens eben so lange inne halten, und nachdenkend, unruhig, leidend, das eine Bein schwebend, das andere schrecklich ermüdet, den Körper auf einen Stock gestützt, stehen bleiben. Die Nacht brach ein, und überdies waren meine Kräfte wirklich

erschöpft, als ich eine halbe Stunde unter Müssidan ein Dorf erreichte. Ich sahe eine Schenke, und kehrte darin ein.

Die guten Leute, welche da wohnten, leisteten mir sogleich alle nur mögliche Hülfe. „Ach, mein Herr, Sie scheinen gar zu krank,“ sagte der Wirth. Er untersuchte mein Bein, und bereitete eifrig ein von mir verlangtes Bad, von lauem Wasser. Die Frau eilte, mir Hollunderblüthen dazu zu holen, um welche ich gebeten hatte. Sie ließen mich in einer kleinen abgesonderten Stube allein zur Nacht speisen: „weil sie für eine Bande gar wüthender, gar lärmender Revolutionärs Essen bereiteten, und einem Kranken die Ruhe so nöthig sey.“ Ich weiß nicht, ob sie erriethen, daß ich Gründe hatte, nicht in solcher Gesellschaft zu seyn; endlich aber trat mir die Wirthin sogar ihr Bette ab. „Es sey weich und gut,“ sagte sie, „und außerdem würde ich nun auch in einer Kammer allein schlafen.“

Ich war so müde, hatte so viel gelitten, und zwei so schlimme Nächte zugebracht; meinen Beinen schien die längst entbehrte Ruhe so unumgänglich nöthig zu seyn; meine Wirthsleute waren so aufmerksam, und hatten so gute Gesichter (ich habe nämlich einen guten Glauben an Menschengesichter; zuweilen rechne ich etwas auf

die schönen, immer aber sehr viel auf die guten); dabei gaben sich die ehrlichen Leute so viel Mühe, jeden Grund zur Unruhe, jeden neugierigen Blick von mir zu entfernen, daß ich jeden Gedanken an Gefahr verbannte, und mir vornahm, bis zum dritten Tage bei ihnen auszuruhen. Ihre Sorgfalt, ihre Güte verläugnete sich auch nicht eine Minute; besonders ängsteten sie mich nicht mit Fragen, wie Wirthsleute es sonst so gerne thun. Nur ein Paar Mal sagten sie: „der Herr kommt gewiß von Bourdeaux?" Und ohne meine Antwort abzuwarten, ohne weiter zu fragen, ohne ein Wort hinzuzusetzen, hoben sie mit mir sehr bedeutender Miene Augen und Hände zum Himmel. Doch einmal sprach die Frau, indem sie auf meine Kleider sah, die auf meinen letzten Tagereisen eben nicht schöner geworden waren: „Ach mein Herr! das hilft Ihnen alles nichts! Man sieht doch, daß Sie gewohnt sind, reinere Kleider als diese zu tragen." — Das Kompliment war mir eben nicht das liebste; es diente mir aber zur Warnung, daß ich mir noch nicht das ganze Wesen eines schmutzigen Jakobiners zu geben wisse, und ich setzte mir vor, keine Mühe zu sparen, um es zu erwischen.

Erst gegen Ende des dritten Tages nahm ich von meinen Wirthsleuten Abschied. Wie ungerne

trennte ich mich von den redlichen Menschen! Und als ich meine kleine Rechnung abtrug, wie leid that es mir im Herzen, daß sie mich zu wohlfeil behandelt hatten.

Ich schritt auf Müssidan zu; bei einbrechender Nacht war ich dort. Mitten auf der Hauptstraße rechts ist ein Wachthaus; ich schleiche mich links, während Fuhrleute mit ihren Karren durchziehen, zwischen beiden durch, und so komme ich, ohne Anstoß, wieder zur Stadt hinaus. Aber nun kann ich mich auch nicht weiter schleppen. Vergeblich habe ich meinen Rheumatismus gepflegt: das Uebel ist ärger geworden. Die wenige Bewegung hat die Geschwulst schon sehr vermehrt; sie ist bis an das halbe Bein gestiegen; die Schmerzen sind unerträglich. Welch ein Unstern! Ich, ein sonst so rüstiger Fußgänger, finde mich meiner Beine beraubt, und gerade in dem Augenblicke, wo ich ganz besonders mein Heil von ihnen erwarte. Wenn ich des Tages nicht über zwei Stunden zurücklege: welche Hoffnung kann mir noch übrig bleiben? Fünffach werden nun die Gefahren meines ohnehin schon so kühnen Unternehmens. In mehr als sechzig Wirthshäusern einzukehren; zwei lange Monate unterweges bleiben; wie hätte ich nicht entdeckt werden sollen? Ach, ich murrete gegen die Vorsehung!

Sie wollte es nicht, so wähnte ich, daß ich meine Jakobine noch einmal an mein armes Herz drükken sollte. Wie oft klagen wir die Vorsehung an, weil wir nicht vermögend sind, ihre Absichten zu durchschauen!

Ich hatte wahrlich meinen ganzen Muth vonnöthen, während der tödtlichen zwei Stunden, welche ich auf einer Strecke Weges an drei viertel Stunden zubrachte. Endlich war das nächste Dorf erreicht; ich weckte einen Bauern auf, und bat ihn, mir das Wirthshaus zu zeigen. Er führte mich an ein Haus von üblem Ansehen, dem sein Herr nur allzusehr glich. Dieser kam brummend, mir die Thür aufzumachen. Er maaß mich mit mißtrauischer Miene, und in seiner Landessprache, die ich das Glück hatte zu verstehen, fragte er meinen Führer: „wo hast du den aufgetrieben? —" Je, auf der Straße! — „Gut, gut," erwiederte der brutale Kerl; „wir wollen ihn schon seiner Wege zurückschicken."

Ich war hinein gegangen; der Mann hatte schon seine Pfeife wieder genommen, rauchte sie, ohne mir ein Wort zu sagen, spie mir fast auf die Füße, hatte sich gerade vor das Feuer hingelagert, das er mir ganz verbarg, und schien völlig vergessen zu haben, daß noch Jemand

außer ihm da sey. Seine kleine Frau hingegen hatte gleich den liebkosendsten Ton gegen mich angenommen; aber in ihren Reden war etwas Gezwungenes, in ihren Blicken etwas Falsches, und ihre ganze heuchlerische Miene hatte ein Ansehn von boshafter Tücke, so daß es unmöglich war, sie auch nur einen Augenblick zu verkennen. Ich konnte kaum übler angekommen seyn, aber auch nicht besser gewarnt werden. Sogleich suchte ich mein Gesicht, meine Bewegungen, meine Worte nach der Rolle einzurichten, die ich hier zu spielen so unglücklich berufen war.

Während sie meinen Eierkuchen verbrannte, plagte mich die ewige Plaudertasche mit ihren Fragen halb zu Tode, und unterließ nicht, eine Menge verfänglicher Betrachtungen einzumischen. Ach, wie bedauerte sie die guten Seigneurs, die armen Priester, und all die ehrlichen Handelsleute, die man dutzendweise guillotinirte! — Das wollte nicht anschlagen. Nun kam sie auf die Corday, und hielt ihr eine Lobrede; auf Marat, und da schimpfte sie weidlich. Ich gerieth in eine gewaltige Wuth, und drohete ihr mit nichts Geringerem, als der Guillotine, und zwar in Ausdrücken, daß es der pere Duchêsne selbst nicht besser gemacht haben würde; kurz ich machte mich einem Jakobiner, scheußlich vor

Aehnlichkeit. Sie kam nicht aus der Fassung, gab nicht nach, und fuhr mit standhafter Treulosigkeit in ihrer häßlichen Rolle fort; ich meinerseits blieb mit entsetzlicher Unerschrockenheit in der meinigen.

Indessen mußte doch zu Bette gegangen werden. Ich legte mich aus Vorsicht nur halb entkleidet nieder, mit allem Gewehr, das ich bei mir hatte. Was mir aber, mehr als alles das, den kühnen Muth gab, die sich stündlich erneuernde Gefahr mit Ruhe anzusehn, und trotzig durch die feindliche Menge zu dringen, das war, außer meiner Liebe zu dem edelsten Mädchen der Welt, eine kleine Dosis Pillen von vortrefflichem Opium. Ich hielt sie, in ein Stück Handschuh gewickelt, an einem so geheimen Orte versteckt, daß man mich ganz nackt hätte ausziehn und auf das unanständigste betasten müssen, um sie zu finden. Im Fall eines unvorhergesehenen Angriffs, irgend einer plötzlichen Ueberraschung, wo ich nicht Zeit gehabt hätte, mir Luft zu machen und mit den Waffen in der Hand zu sterben, blieb mir auf diese Weise noch eine letzte aber sichere Hülfe. Aus dem abscheulichen Kerker, in welchen man mich sogleich geworfen hätte, wäre ich, vermittelst meines unsichtbaren Schlaftrunkes, ihrem entsetzlichen Blutgerüste entgangen.

Ich weidete mich sogar in manchen Augenblicken an dem Gedanken, daß ich bis zu meinem letzten Athemzuge der Wuth der Tyrannen getrotzt, und sie betrogen haben würde.

Am andern Tage bewunderte ich, eine ganze und gute Nacht auf demselben Flecke zugebracht zu haben. Es war über neun Uhr, als mich die Wirthin weckte, und fragte, ob ich nicht fortgehen wolle? Ich versicherte, ich befände mich so gut bei ihr, daß ich hier noch zu Mittag essen wolle. — An ihr hat es nicht gelegen, wenn es nicht meine Henkersmahlzeit gewesen ist. Als ich damit fast zu Ende war, ging sie hinaus, und sagte mir mit zuckersüßer Art: ich möge sie nur bezalen, wenn sie wiederkäme; sie würde keine Minute wegbleiben. Wirklich säumte sie auch nicht; aber sie brachte einen dicken Bauern mit, dessen obrigkeitliche Würde ihm noch etwas mehr Verlegenheit als Stolz gab. „Das ist der Bürger, unser Maire!" sagte sie; „er kommt, Ihren Paß zu sehen." Ich zog mit selbstzufriedener Miene ein Papier hervor, welches einen Paß vorstellte, den ich von einem meiner Freunde bei Madame Bouquet hatte schreiben lassen; auch fehlte der Abdruck eines öffentlichen Siegels darunter nicht. Da er nicht lesen konnte, was ich vorausgesetzt hatte, so sah er die Schrift mit

einem Schaafsgesichte an; nicht so aber das Siegel, worüber er Bemerkungen machen zu wollen schien. Ich ließ ihn indessen gar nicht zu Worte kommen, sondern versicherte, daß bei mir zu Hause gar nicht anders gesiegelt werde. Nun fing ich in einer Schnur über diese Art von Petschaft eine lange und schöne Geschichte an, wobei aber zwischendurch manches Glas von einem säuerlichen Weinchen ausgeschlürft wurde, von welchem ich ein großes Maaß hatte bringen lassen, damit der Bürger Maire mir die Ehre erzeigen möge, ein Schlückchen mit mir zu trinken. Daran hatte ich aber auch sehr wohl gethan; denn während meiner Geschichte bemerkte ich, daß die Episoden darin der Haupthandlung trefflich nachhalfen. Das böse Weib bemerkte es auch. Dem Maire standen meine Papiere gar gut an; das war ihre Rechnung nicht. „Ich will," sagte sie, „den Bürger Prokureur Syndic holen: der weiß Geschriebenes zu lesen, ganz perfekt!" Sogleich war dieser bei der Hand, wurde von mir empfangen, wie ein Mann, dessen ausgezeichnetes Verdienst ich kannte; er nahm ein drittes Glas, und hörte sogleich eins von meinen letzten Geschichtchen mit an, das mich der Maire bat, für seinen Collegen wieder anzufangen. Auf dieses wurde ein zweites gepfropft, auf dieses

ein drittes, dem noch eine ganze Menge folgten, und das Alles unter beständigem Gläsergeklirr und schmetterndem Gelächter von Seiten meiner hoch begeisterten Zuhörer. Gegen sie freigebig, gegen mich selbst geizig, füllte ich alle Augenblicke ihre Gläser, und leerte das meine so selten als möglich. Allmählig war ich aber doch auch heiß geworden; ich hatte einen Strich, und machte meine Sachen um so besser. Meine Erzälungen wurden immer lustiger, und den armen Leuten verging der Athem vor Lachen; ja, sie vergaßen den Paß ganz und gar, wiewohl ich selbst von Zeit zu Zeit daran erinnerte, ohne ihn jedoch hervorzuholen. Nur die Frau trank nicht; ihr Basiliskenauge lauerte beständig nach mir hin, und sie brannte vor Ungeduld, daß der Paß von neuem zum Vorschein kommen möge. Er kam auch zum Vorschein, aber, um sogleich wieder zu verschwinden. Die Pflicht, die Ehrfurcht gegen die Magisträte des Volks ließ mich ihn jeden Augenblick zur Hand nehmen; aber ich hatte mit der Verkündigung von Marats Tugenden, mit der Schilderung von den Heldenthaten des Berges, mit so manchen merkwürdigen und erfreulichen Erzälungen so vollauf zu thun, daß ich nicht dazu kam, ihn zu öffnen. Ganz unvermerkt schlüpfte er wieder in mein Taschenbuch. Es

währte nicht lange, so zog ich ihn wieder heraus, aber, um ihn eben so ungezwungen denselben Rückweg nehmen zu lassen. Die Reise machte er in Zeit von einer Stunde wohl funfzig Mal; wohl funfzig Mal erblickten sie ihn; aber zu lesen bekamen sie ihn nicht. Uebrigens war er auch nicht mehr nöthig. Je mehr ich schwatzte, schrie, fluchte, guillotinirte; je mehr ich die Sittlichkeit, Gerechtigkeit und Rechtschaffenheit schmähete; kurz, je meisterhafter ich den Jakobiner oder Sanscülotten spielte: desto weniger Lust bezeigten sie, meine Papiere zu lesen. Niemand konnte mehr zweifeln, daß ich einer der besten Patrioten Frankreichs sey. Die Wirthin konnte es nicht aushalten; mit kirschbraunem Gesichte und zukkenden Lippen ging sie davon, und holte noch einen Munizipalbeamten zur Verstärkung. Auch den ließ ich trinken und lachen; lachen und trinken; aber den Paß bekam er nicht näher zu sehen, als die Andern. Das verzweifelte Weib ließ indessen nicht los; immer sprach sie ein Paar Worte von dem Paß dazwischen. Als sie aber sah, daß alle Hoffnung verloren war, da dachte sie wahrscheinlich nur an die erwünschte Gelegenheit zum Absatze ihres Weines; — sie hätte am Ende ihre ganze Munizipalität Stück für Stück herbeigeholt, um ihren Keller zu leeren, und

mich hätte man zuletzt darin begraben müssen. Ich stand endlich auf, um meine Zeche zu bezalen. Die ehrliche Frau, die doch beim Trinken bloß zugesehen hatte, schien nicht richtig zählen zu können; sie rechnete mir einige Maaß zu viel an. Ich aber schickte sie, in der Ueberzeugung, daß ich nichts mehr zu fürchten hätte, zu allen Teufeln, und bot ihr meinen Paß auf die Reise an; denn von dem hörte ich nicht auf zu reden, und versicherte dem Neuangekommenen, daß man damit bis in die Hölle reisen könne. Dieser Betheurung widersprach keiner von den Aeltesten. Der Maire, der ihn nicht lesen konnte, obgleich ich es ihm frei gestellt hatte, schwor, es sey nichts daran auszusetzen. Aber noch kräftiger schworen dasselbe seine beiden Gehülfen, die ihn doch gar nicht angesehen hatten. Mitten unter ihren Komplimenten bezahlte ich denn die bisherige Zeche, und noch ein Maaß, welches ich bringen ließ. Ich kostete einen Tropfen davon auf die Gesundheit der beiden letzten Alliirten, und beurlaubte mich dann, zum großen Leidwesen der Gesellschaft, die einen so guten Kumpan sehr ungern verlor; besonders aber zum großen Leidwesen des bösen Weibes, das im Herzen gewiß untröstlich darüber war, auf die gewöhnliche Belohnung von hundert Livres, welche den Angebern zu Theil

wurde, für diesmal endlich Verzicht leisten zu müssen. Hätte sie geahnt, daß mein Kopf zehnmal so viel eingetragen haben würde: sie wäre vor Bosheit geplatzt.

Den andern Tag gab es nichts Neues. Erst am dritten Tage erblickte ich Perigueux: eine sehr gefährliche Stelle, wo schon mehre Flüchtlinge arretirt worden waren, wie mir die menschenfreundliche Trinkgesellschaft in der Freude ihres Herzens mitgetheilt hatte. Zum Glück geht der Weg nach Limoges hinter der Stadt herum, durch eine Vorstadt, wo mich Niemand anhielt. Aber es war schon völlig finster, als ich in einem Flecken, eine Stunde weiter, Namens les tavernes, anlangte. Der Wirth wollte eben zu Bette gehen. Kaum hatte ich ein Nachtlager verlangt, so forderte er meinen Paß. Als er sahe, daß der Paß nicht in dem Hauptorte des Distrikts visirt war, schrie er auf: „Ich sehe wohl, daß er von Libourne her visirt ist, sonst wollte ich Euch auf der Stelle arretiren lassen. Aber Ihr seyd ja über Perigueux gegangen, ohne Euch vor die Obrigkeit zu stellen? Donner noch einmal! Morgen des Tages wird man Euch wieder hinbringen lassen!" — Das klang nun fürchterlich genug; indessen verlor ich die Fassung nicht, sondern sagte: ich hätte gegen diese Rückreise

nichts einzuwenden, als insofern sie mir armen Teufel, der ich ohnedies schon krank sey, den Weg noch verlängere; auch halte ich es für unnöthig, sogar für unmöglich, überall wo ich durchreise, meine Papiere visiren zu lassen. Aber der Wirth erwiederte immer äußerst lakonisch: „Ah, der Donner! man wird Euch dahin zurückbringen lassen!"

Endlich nahm eine Art von Fuhrmann, der etwas Offnes, Sanftes und Treuherziges hatte, meine Parthie gegen den Wirth, indem er ihm mit freundlicher aber fester Art vorstellte: der arme Mensch sey doch wirklich nicht gehalten, sich in allen Städten visiren zu lassen; in dem Zustande, worin er sich jetzt befände, würde es grausam seyn, ihn zum Rückwege zu zwingen; durch die beständigen Chikanen müßte endlich einem Jeden die Lust zum Reisen vergehen, und so würde man die Wirthe, den Handel, Frankreich und die Fuhrleute vollends ruiniren. Der Wirth war nun etwas besänftigt, und wiederholte wenigstens die schrecklichen Worte nicht mehr; ich mochte aber thun, was ich wollte, — er sagte auch nichts, das mich hätte beruhigen können, und ich fand sogar sein ganzes Benehmen von übler Vorbedeutung.

Zum Abendessen gab er mir weiter nichts, als

ein Stück schwarzes Brod und sauern Wein. Mein ehrlicher Fürsprecher erbarmte sich hier wieder meiner Noth; er drang mir den letzten Bissen von einem Stück Geflügel auf, wovon er aß, als ich hereintrat. Dann fingen wir an zu schwatzen. Ich weiß nicht, wie die Rede auf die Ehescheidung kam; der gute Mann gerieth in Harnisch, und betheuerte, daß man ihn nie dahin bringen werde, sich von seiner Frau und seinen Kindern zu trennen. Ich sah, daß er von ganzem Herzen an ihnen hing, und aus wenig Worten konnte ich schon abnehmen, daß dieser einfache Sohn der Natur, von seinem gesunden Menschenverstande und natürlicher Rechtschaffenheit geleitet, die Ausschweifungen verabscheuete, welchen sich der größte Theil meines armen Vaterlandes überließ. Zu meiner Freude hörte ich, daß er ein Frachtfuhrwerk mit Waaren nach Limoges führe, und ich nahm mir fest vor, früh genug aufzustehen, um den Weg mit ihm zu machen, wofern der Wirth nicht nur die geheime Absicht hegte, mich nach Perigueux zurückzuschicken. Als ich auf den Speicher ging, um das mir daselbst angewiesene elende Lager in Besitz zu nehmen, kündigte die Frau des Wirths mir an, ich müsse mein armseliges Abendessen und mein noch armseligeres Bette auf der Stelle bezalen. Wie

schwach und wunderlich der Mensch doch, bei aller Philosophie, zuweilen seyn kann. Gerade dieser Umstand, der mir beweisen mußte, daß ich endlich den Sanscülotte mit täuschender Wahrheit spielte, und daß der in der Hauptstadt gebildete Edelmann völlig unkenntlich in mir geworden war — dieser Umstand ergriff mich heftiger, als die Annäherung der größten Gefahren. Wahrlich, die Thränen quollen unwillkührlich hervor, als ich der Frau das Assignatchen von funfzehn Sous hinreichte, auf welches sie mir noch ein Schnittchen von fünf Sous herausgab; und als sie weg war, rief ich fast verzweiflungsvoll aus: „Welche Leiden, welche Demüthigungen muß ich mir gefallen lassen! Ach, und vielleicht, um auf dem Blutgerüste zu enden!"

Mit welcher Angst aber mußte ich für diesen unvorsichtigen Ausruf büßen, als ich fast in eben dem Augenblicke, in einem andern Bette sich etwas regen hörte, woraus ich abnahm, daß in dem andern Winkel meines Lochs noch ein armer Teufel lag, der, wenn er nicht fest schlief, mich gehört haben mußte. Um meinen Schlaf war es nun gethan; ein Fieberanfall überlief mich; ich konnte bis Tagesanbruch vor Unruhe kein Auge schließen. Endlich verließ mich mein Fieber, ich fiel in einen nur allzulangen Schlummer; denn

als ich erwachte, war mein schutzreicher Fuhrmann schon eine ganze Stunde fort, und überdies hatte ich mein Opium verloren. Von allen Unfällen dieser traurigen Reise war mir keiner so empfindlich gewesen, und ich litt unaussprechlich, bis ich dieses unentbehrlich geglaubte Hülfsmittel wieder gefunden hatte.

Ich wollte mich eben fortschleppen, als der Wirth, schon zu Pferde sitzend, von der Schwelle der Hausthür zurief: „Glück auf den Weg! Ich gehe nach Perigueux.“ — Es währte nicht lange, so fiel mir die sonderbare Beflissenheit dieses Menschen wieder ein; er sagte mir, wohin er gehe; ohne daß ich ihn darum fragte. Ich fing an, zu besorgen, ob er auch wirklich den Weg genommen habe; und als ich mich auf allen Seiten umsah, ward ich hinter mir auf der Straße nach Perigueux keinen Menschen gewahr, wohl aber vor mir einen Reiter, der gegen Thiviers zu galoppirte. Nun überfiel mich die heftigste Angst. Ohne Zweifel eilte er voraus, um mich anzugeben, und im nächsten Orte arretiren zu lassen. Ich gehe indeß des Weges fort, und bin entschlossen, bei den Vorübergehenden mich zu erkundigen. Der erste, den ich frage, und ihm den Reiter genau beschreibe, antwortet mir: ja, gerade so habe er ausgesehen und auch sein Pferd.

Der andere desgleichen. Der dritte, mein Fuhrmann, war langsam gefahren, weil es immer bergauf ging. Ich mache ein freundliches Gesicht, und sage: „Guten Morgen! Unser Wirth ist also voraus?" Er antwortet schlechtweg: nein! — Mit meiner Furcht beschäftiget, setze ich nichts weiter hinzu, und gehe vorbei. Eine halbe Stunde weiter frage ich einen vierten Wanderer. „Der Mann, den Ihr beschreibt," antwortete dieser, „ist es; auch holt Ihr ihn gewiß noch ein. Er hält da unter der Anhöhe in dem großen Dorfe, das Ihr von hier seht." — Nun kann ich an dem Unglück nicht mehr zweifeln, das ein Verräther mir bereitet! Um es, wo möglich zu vermeiden, thue ich am Besten, auf jede Gefahr hin, und wie sauer es mir auch werden mag, zurück nach Perigueux zu gehen, und mich dort visiren zu lassen. Mein scheinbar freiwilliger Schritt wird an dem furchtbaren Orte doch mehr Vertrauen erwecken, als wenn mich die Jakobiner von dem Dorfe, wo mein Angeber auf mich lauert, diesen Abend hinschleppen. Und doch, welche schreckliche Wahl! Welche schwarze Bosheit, die mich dazu zwingt!

Traurig kehre ich um, und begegne wieder dem Fuhrmann. Er fragt mich, ob ich etwas verloren habe? — Ach, ja wohl, antworte ich.

Meine Zeit und meine Mühe habe ich verloren! Ich gehe zurück nach Perigueux. Und auf Euch hatte ich so viel Vertrauen gesetzt; warum habt auch Ihr mich betrogen? Warum vereinigt Ihr Euch mit dem Menschen, der mich verrathen will? — „Mit wem?" — Mit dem Wirthe. Das ist er, der auf dem schwarzen Pferde mit dem grauen Mantel vorbeiritt. Er hat Euch gebeten, mir nichts davon zu sagen; er ist nach Polissoux gegangen, um mich anzugeben. — „Kein Wort wahr!" ruft mein Fuhrmann aus. „Den Reiter habe ich wohl gesehen; das ist aber der Wirth nicht; und wenn ich ihm so etwas zutrauen könnte, mein Lebtage kehrte ich nicht wieder bei ihm ein!" — Mit einem Tone, den kein Lügner nachahmen kann; mit einer gefühlvollen Art, wie sie keinem Bösewichte eigen ist, setzte er hinzu: „Hört, guter Freund! Ihr thut mir leid. So wie Ihr da seid, mit Eurem kranken Beine, das bis ans Knie geschwollen ist, wollt Ihr nach Perigueux zurückgehen? Das ist nicht möglich! Wißt Ihr was? Steigt auf meinen Karren, macht Euch ein Loch zwischen den Waaren, und kommt mit zum Mittage nach Polissoux. Ich stehe Euch dafür, bei mir soll Euch Niemand ein Wort sagen. Und ich bleibe bei meiner ersten Rede: wie ein Dieb seht Ihr nicht aus!"

Welche glückliche Veränderung meiner Lage! Ich stieg in vollem Vertrauen auf die Redlichkeit des Mannes hinein. Der Karren schüttelte zwar entsetzlich, und bei jedem Stoße mußte ich mich festhalten, wenn ich nicht von oben herunter stürzen wollte. Aber mein Bein ruhete sich aus; ich erspare den übermäßigen Schweiß, die grausame Ermüdung, den stechenden Schmerz. — Und wenn mir der gute Fuhrmann seinen Schutz ferner gewährt? — Ich muß meiner Sache noch gewisser zu werden suchen; ich muß sehen!

Wir kamen ungehindert im Dorfe an, und aßen mit einander zu Mittage. Ich fand die Zeit des Mahles zu kurz; denn jemehr ich mit ihm sprach, desto mehr Vertrauen flößte er mir ein, und desto öfter versicherte er mich seiner seits: ich sähe nicht aus, wie ein Dieb. Weiter gingen seine Lobsprüche nicht, und das sonderbare Kompliment mußte mir daher sehr auffallend seyn. Anfangs erklärte ich es mir dadurch, daß ich glaubte, der ehrliche Fuhrmann hätte das Glück, nur diese Art von Feinden zu kennen; aber ich erfuhr bald, daß der Wirth mich weder als Aristokraten, noch als Girondisten gefürchtet hatte: er bekümmere sich nur um seine Wirthschaft, und halte mich schlechtweg für einen Dieb. Darum ließ seine Frau mich voraus bezalen; und

während ich mich schlafen legte, hatte mein Fuhrmann aus Instinkt dem Wirthe seine Meinung ausgeredet, da mich dieser vielleicht sonst hätte arretiren lassen. So sehr hatte sich mein Aeußeres durch schmerzliche Wanderungen, auf abscheulichen Wegen und bei übler Witterung schon verändert! Ueberdies kam ich zu einer ungewöhnlichen Stunde im Wirthshause an. Wie dem aber auch sey: mein ehrlicher Führsprecher ließ es sich nicht gereuen, meine Vertheidigung übernommen zu haben, und wiederholte alle Augenblicke: ich sähe nicht aus, wie ein Dieb.

„Im Gegentheil,“ sagte ich; „ich bin gerade ein Feind der Diebe!“ Wir geriethen tiefer in den Text. Ich fuhr fort: „die Diebe sind die Maratisten, welche den Kaufmann guillotiniren, um sich seiner Waaren zu bemächtigen, und durch ihr eben so verderbliches, als unausführbares Gesetz vom Maximum, den Handel zerstören, damit die Räuber einen Freibrief haben, alle Waarenlager auszuplündern.“ — Bravo! rief er aus, und gab mir im Entzücken mit seiner flachen Hand einen kräftigen Schlag auf die Schulter. — „Ich,“ hob ich wieder an, „ich bin vom Bourdeauxer Handelsstande; ich habe mich gegen die Diebe laut erklärt, und sie sogar bei Namen genannt; ich habe viele meiner Freunde

bewogen, sie zu bekämpfen, und einen langen tödtlichen Krieg mit ihnen geführt. Jetzt sind aber meine Feinde die Stärkeren; sie wollen meinen Kopf, und ich suche mich zu retten." — Du sollst leben! rief er, und stieß sein Glas an das meine. Er trank nicht; er schlang den Wein hinunter, und zappelte vor Freuden mit Händen und Füßen. „Schurken, Schurken!" sagte er. „Ein Haufen Lumpen, die in ihrem Leben nichts gethan haben. Und wer da arbeitet, dem bringen sie das Seinige durch! Meinen schönen Grauschimmel! — haben sie mir den nicht requirirt, wie sie es nennen, und haben das arme Thier so abstrapazirt, bis es krank wird, und umfällt. Er hatte mir zwanzig schöne Louisd'or gekostet. Und ihre saubere Scheidung! die haben sie auch nur erfunden, um mir meine Frau weg zu requiriren! He! kann mir etwa einer meine Frau nehmen? Sapperment! das habe ich recht gemacht, daß ich Euch das Wort geredet habe. — Und Ihr kommt mit mir! Hört Ihr? Auf dem ganzen Wege bin ich bekannt. Wenn Ihr bei mir seyd, sagt Euch kein Mensch was. Sapperment! ich habe es doch gleich gemerkt, daß Ihr nicht wie ein Dieb aussähet!"

Um ihm dessen noch gewisser zu machen, zalte ich Alles, was aufgegangen war; ich bat ihn,

fortan meine Kasse zu führen, und drang ihm ein Assignat von funfzig Livres auf. Er steckte es in sein Taschenbuch, nicht ohne noch Manches von seinem Gaul, seiner Frau, seinem Gott zu sprechen, und mich vier bis fünf Mal zu versichern, daß ich schlechterdings nicht aussehe, wie ein Dieb.

Er hatte die Aufmerksamkeit für mich, das Nachtquartier in Thiviers zu vermeiden; wir fuhren am frühen Morgen durch diesen Distriktsort; im Karren ausgestreckt, und unter der Leinwand, welche die Waaren bedeckte, auf dem flachen Bauche liegend, blieb ich Jedem unsichtbar. In allen Wirthshäusern war mein Führer bekannt; die neugierigen Fragen wurden immer nur an ihn gerichtet. Mich gab er für einen jungen Menschen von Libourne aus, den er gut kenne; wobei er jedesmal versicherte, so oft es die Gelegenheit forderte, daß mit mir alles in der Regel sey. In Dörfern und Flecken ersparte ich mir die überflüssige Mühe, mich unter der Leinwand zu verstecken; ich fuhr mit unbedecktem Gesicht vorbei, halb liegend im Karren, und das kranke Bein in den Kittel meines Führers gewickelt. Matt und leidend sah ich aus, wenn ich gleich zuweilen versuchte, stolz und keck zu scheinen. Ich glich auf ein Haar einem armen

Volontair, der so eben aus dem Lazarethe kam, und mit halbjährigem Urlaub nach Hause reisete.

Diese Aehnlichkeit und meine Geistesgegenwart halfen mir am Ende der dritten Tagereise aus einer ziemlich großen Verlegenheit. Es war in Aix, einem Städtchen, zwei Stunden von Limoges. Mein Führer hatte mir gesagt, daß dort kein Wachtposten stehe; ich lag also nicht unter der Leinwand. — Plötzlich, an einer Gassenecke, gerathen wir auf einen ganz vor kurzem errichteten Posten. Es war heller lichter Tag, und bei der Schildwache saßen gegen zwanzig ihrer Kameraden, die mich neugierig betrachteten. „Bürger, deinen Paß!" rief die Schildwache. Ohne mich zu besinnen, rief ich, und hob mein Bein mühsam in die Höhe: „Warte Bürschchen! (Es war ein Junge von ungefähr sechszehn Jahren.) Gehe du an meiner Stelle hin, und laß dich von den Brigands in der Vendee massakriren. Wenn du dann wieder zurückkommst, so gehe nur überall kecklich deiner Wege fort; deine zerbrochenen Glieder werden dir schon statt eines Passes dienen." — Entzückt brach die Sanscülotterie bei diesen Worten in ein allgemeines Gelächter aus; und in die Hände klatschend riefen sie alle: „recht, recht so Kamerad!" Und der arme, kleine, ganz beschämte

Soldat mußte, wohl oder übel, mitlachen. Mein Fuhrmann aber, der Eile hatte, wegzukommen, regte seine Peitsche gewaltig. Ich sahe ihn jetzt zum ersten Male seine Pferde schlagen; es war wahrlich der größte Beweis von Zuneigung, den er mir geben konnte!

An eben dem Abende kamen wir in der Heimath meines Fuhrmannes, in Limoges, an. Er wußte, daß ich in keinem Wirthshause abtreten durfte, und nahm mich daher gastlich zu sich. Hier wohnte ich freilich nicht ohne einige Gefahr, indem sein Haus einem Jeden offen stand. Indeß nahm ich in einer hintern Kammer ein gutes Bette ein, das ich selten verließ, außer, um mein Bein in den Eimer lauen Wassers zu tauchen, der mir täglich zehn Mal gebracht wurde. So verstrichen zwei Tage unter der Pflege der Frau, welche die Krankenwärterin bei mir abgab, während der Mann sich alle Mühe gab, irgend einen guten Burschen aufzutreiben, der mich weiter bringen sollte. Wie dankte ich da der Vorsehung, welche ich kurz zuvor so ungerecht anklagte, die mich darum lahm gemacht zu haben schien, um mich diesem wahren Schutzengel zu zu führen.

Der dritte Tag ging zu Ende; ich hatte mich trefflich erholt, und war wie neu geboren; die Stunde, wo mein ehrlicher Freund gewöhnlich

nach Hause kam, war verflossen. Auf einmal tritt die Frau herein, und erzält mir mit geheimnißvoller Art: ihr Mann habe ihr aufgetragen, mich sogleich nach dem Wirthshause in der Vorstadt zu bringen, wo ich Fuhrleute finden würde, die mich nach Orleans mitnehmen wollten. „Nein," sagte ich; „Ihr irrt Euch. Das ist die Stunde nicht, wo Fuhrleute wegfahren. Nach dem Wirthshause in der Vorstadt kann ich nicht sollen; denn beim Ausgange jener Vorstadt würde ich ein Wachthaus finden, das ich vermeiden muß. Euer guter Mann hat es mir selbst gesagt; er, er allein will mich über die schwere Stelle geleiten; er hat mir sein Wort darauf gegeben, und ich weiß sicher, daß er mich nicht verlassen will." — Da fing sie an zu weinen, gestand mir, daß sie anfange sich zu fürchten, und bat mich dringend, ihrem Manne nicht dadurch weh zu thun, daß ich ihm etwa die kleine List erzälte, die sie ersonnen habe, um mich während seiner Abwesenheit aus dem Hause zu schaffen.

Kleine List? — Nun ja, armes Weibchen! Wenn ich dir aber trauete, so litt ich im Hafen Schiffbruch, und wahrscheinlich wäre ich nicht mehr!

Gleich nachher kam der Mann. Seine Augen

funkelten vor Freude und Rührung; nie hatte ich ihn so belebt gesehen. Er wollte sprechen und konnte nicht. Endlich stemmte er seine Fäuste auf meine Schultern, und seinen harten Bart gegen mein Gesicht, zermalmte mir fast die Hand, die er nur zu drücken vermeinte, und rief: Sapperment, es ist gethan! Morgen kommt Ihr fort; ein guter Bursche rollt Euch nach Paris hin. Es ist ihm gesteckt, daß er an Euch Kontreband-Waare hat, daß es auf dem ganzen Wege gelten muß. — Sapperment, was bin ich froh!

Der gute Mann! Wieviel froher wäre er noch gewesen, wenn er mich ganz gekannt hätte! Vertrauete ich es ihm aber, so wußte es auch die Frau, vor welcher er kein Geheimniß verwahren konnte. Und was hätte sie in ihrem Todesschrecken nicht vielleicht alles für kleine Listen erdacht, die am andern Tage, ehe ich noch zehn Stunden zurückgelegt hätte, ihren Mann, den guten Burschen und mich unglücklich gemacht haben konnten. Zu meinem größten Schmerz sahe ich mich also genöthiget, diesem würdigen Freunde etwas zu verhehlen.

Unter Allen, denen ich in dieser schrecklichen Zeit Verbindlichkeiten schuldig wurde, habe ich sie ihm fast allein nur abtragen können. Vor

achtzehn Monaten, als ich mich hier zuerst niederließ, erfuhr ich durch die dritte Hand, daß der Mann noch lebe und sein Gewerbe nach wie vor treibe, aber doch in Armuth gerathen sey; ich kaufte sogleich einen Zug von vier kostbaren niederländischen Karrengäulen, lauter Rothschimmel, Einer wie der Andere, für 180 Louisd'or, ließ ihnen das beste Geschirr anlegen, was zu haben war, und sandte sie ihm vor einen Karren gespannt, welcher mit funfzig Säcken Hafer beladen war, als ein Geschenk zu. Man kann sich denken, wie dies von ihm aufgenommen worden ist. Der doppelte Betrag an Golde hätte dem redlichen Fuhrmann gewiß nicht halb so viel Freude gemacht.

Schon vor zwei Uhr Morgens weckte er mich auf. Wir mußten ja noch Zeit haben, jeder unsere Flasche mit einander auszuleeren, die Wurst anzuschneiden, und ein Paar Tropfen tüchtigen Kaffee's darauf zu setzen. Wie hätte ich diese sehr frühe Mahlzeit ausschlagen können! Er lud mich so herzlich ein; es machte ihm so viel Freude, noch eins mit mir zu trinken! — Doch schien seine Freude mit etwas Traurigkeit gemischt. Der Schmerz um den nahen Abschied konnte es wohl nicht allein seyn, da er um diesen Preis mein Befreier wurde. Endlich

erfuhr ich, daß seine, immer ängstlicher gewordene Frau, sich nicht hatte entschließen können, die Nacht über im Hause zu bleiben. „Es geht mir recht nahe,“ sagte er; „denn so bald ich Euch Eurem Führer übergeben habe, muß ich selbst gleich wieder fort nach Perigueux. Es ist eine Reise von mehren Tagen, und da plaudert man doch gern vorher mit der Frau.“ — Ich glaubte es gern; denn er hatte sie so lieb, als habe er erst Hochzeit gemacht. „Nun,“ fuhr er fort, „aufgeschoben ist nicht aufgehoben. Die Frau finde ich wieder; aber die Gelegenheit, einem ehrlichen Manne fortzuhelfen, hätte ich nicht wieder gefunden.“ Mehr als Alles, rührten mich diese Worte. In schweigender Bewunderung hörte ich ihm zu, und meine Augen schwammen in Thränen!

Nachdem wir recht getrunken und gegessen hatten, gingen wir fort. Doch mußte ich mir erst meine Taschen mit Brod, Fleisch, Obst und Kastanien von ihm auspolstern lassen; auch bot er mir ein Paar warme Handschuhe, und eine baumwollene Nachtmütze an, die ich von ganzem Herzen annahm. Ich habe sie noch.

Beim Grauen des Tages machten wir einen ziemlich beträchtlichen Umweg, vermittelst dessen wir die Hauptwache und die äußern Posten ver-

mieden. Eine halbe Stunde weiter, auf der Heerstraße traten wir in eine Schenke, wo mein neuer Führer mich erwartete. Nachdem Jener mich ihm übergeben, und noch hundert Mal seiner Sorgfalt empfohlen hatte, drückte mein wackerer Freund mir die Hand, umarmte mich, und weinte sogar. Ich weinte auch; aber wie süß sind die Thränen der Dankbarkeit! — Endlich sagten wir uns Lebewohl.

Mein Fuhrwerk bestand nun aus einem vierrädrigen Frachtwagen mit fünf Pferden bespannt. Zwischen zwei weichen Collis, ganz oben auf der Mitte des Wagens, war eine Oeffnung gelassen worden, die man von unten gar nicht bemerkte, und worin ein Mensch, sitzend, hinlänglich Raum hatte. Ich nahm sie sogleich ein. Mein Bein, welches beinahe ganz hergestellt war, hatte hier vollkommene Ruhe und Wärme, und schmerzte fast gar nicht mehr. So zogen wir durch Städte, Dörfer und Flecken, immer unangetastet fort, und ich hatte Zeit genug, meinen Gedanken ungestört nachzuhängen. Der Punkt, um welchen sich in meinem Kopfe alles drehete, war Jakobine. Wo weilte die Liebliche jetzt? Hatten auch sie die Schrecken der Revolution ereilt, oder ließ es das Schicksal dabei bewenden, daß es ihr die trefflichste, gütigste Mutter entriß? Werde ich

sie noch in Paris finden, oder Nachricht erhalten, wo sie sich aufhält? Ach, seit sechs Monaten hatte ich auf eine wohlthätige Reaction in der Tyrannen-Regierung gehofft; allein vergebens. Der fürchterliche Marat war zwar gefallen, durch Charlotte Cordays Heldenhand; allein mehr als je wüthete Robespiere, und es schien nicht, daß er es aufgegeben habe, ein zweiter Cromwell werden zu wollen, noch daß ihn Jemand daran werde hindern können. — Und fand ich nun wirklich meine Jakobine: was dann! Ich mußte sie ja doch wieder verlassen, und flüchtig umherirren, nach wie vor. Doch, ich hatte sie alsdann gesehen, an meine dankbare Brust gedrückt, und ihren Segen zum Schutzbriefe gegen das Unglück aufs neue erhalten.

Wenn es mir zu bunt im Kopfe wurde, und wir uns auf offener Landstraße befanden, stieg ich ab, und plauderte mit meinem Fuhrmann. Er war wirklich ein guter Bursche, welcher das Geschäft für einen alten kranken Vater besorgte, und deshalb nicht die Muskete tragen durfte, weil er durch einen unglücklichen Hieb mit der Axt, in seiner früheren Jugend sich die rechte Hand gelehmt hatte. Um ihn mir noch mehr zu verbinden, bezalte ich auf der ganzen Reise den Unterhalt in den Wirthshäusern, und ließ es an

nichts fehlen. Dafür kehrte er nur an solchen Orten ein, wo er den Wirth genau kannte, und für meine Sicherheit nicht das mindeste zu fürchten war. Genug, wir waren schon glücklich bis fünf Stunden vor Paris gekommen, als die Landstraße sich plötzlich mit Reitern und Wagen dergestalt anfüllte, daß wir ein Unglück zu fürchten haben glaubten. Allein, wie wurde ich in meinem Versteck durch den Zuruf der galoppirenden Reiter an die Vorübergehenden überrascht: „Robespiere ist gestürzt! Der Tyrann ist gefallen! Die Republik ist gerettet!" Alle diese dahin eilenden Menschen waren Couriere, welche die wichtige Nachricht so schnell als möglich in die Departements brachten. Nun ging auch mir ein Hoffnungsstern auf. Ich ließ halten, umarmte meinen Führer, drückte ihm das doppelte des Fuhr- und Schutzgeldes in die Hand, was ich versprochen hatte, nahm Abschied und eilte, was ich konnte, dem vor uns liegenden Dorfe zu. Noch war es Morgen; ich hatte Hoffnung, gegen Mittag schon in Paris zu seyn. Und so geschahe es. Eine leichte Chaise brachte mich in vier Stunden hin, und nach einer halben Stunde stieg ich vor Jakobinens Wohnung ab.

Ein fremder Mann kommt mir aus ihren

Zimmern entgegen. „Wen suchen Sie?“ — Die Bürgerin Jakobine D..! „Ich weiß nicht, ob sie jemals hier gewohnt hat; aber seit sechs Wochen wohne ich hier.“ Starr, fast leblos sahe ich den Menschen an. Mit einem grinsenden Lächeln ging er bei mir vorüber, die Treppe hinab, nachdem er den Schlüssel abgezogen hatte. Ich frage nach dem Herrn des Hauses; man führt mich zu ihm; ich frage nach der Bürgerin T.., Jakobinens Großtante. Er weiß mir durchaus keine Nachricht zu geben, indem er das Haus erst vor zwei Monaten gekauft und durchaus neue Miethsleute darin aufgenommen hat. In der Verzweiflung eile ich fort, nach der Straße St. Honore zu einem Freunde, mit welchem ich früher häufig korrespondirt hatte, bevor ich dabei Etwas fürchten zu dürfen glaubte. Er ist fort, todt, mit seinem vortrefflichen Weibe unlängst guillotinirt. Ich stürzte weiter nach dem Boulevard St. Martin zu einem andern Freunde, Namens R..; ich finde ihn, aber er kennt mich nicht. Ermattet werfe ich mich in einen Sessel, und suche zu mir selbst zu kommen. Da öffnet sich die Thüre des Zimmers, und — mein alter Jakob stürzt zu meinen Füßen. Nun erkennt mich endlich auch mein Freund, umarmt mich unter Thränen, und bittet mich ruhig zu werden.

Aber noch hatte ich die Sprache nicht wieder gewonnen.

Nach und nach erholte ich mich wieder. Meine erste Frage an Jakob ist: „Wo ist die junge Baronesse, wo ist Jakobine?" Der Redliche stottert; eine Lüge kann nicht über seine Lippen, und doch scheuet er sich, die Wahrheit zu sagen. Endlich sagt er mit wankender Stimme: „Sie lebt, mein Herr! ja, sie lebt gewiß!" — Aber wo, Jakob, wo, wo lebt sie? — „Ach, daß ich es sagen muß, im Gefängniß! im Gefängniß des Klosters St. Magdalene." Ich will aufspringen, sinke aber ohnmächtig zurück. Als ich wieder zu mir selbst kam, fand ich mich auf dem Bette; meinen Freund und einen Arzt neben mir. Ich war um vieles ruhiger, denn mein Gedächtniß hatte mich für den Augenblick ganz verlassen, und ein Aderlaß that das übrige. Ein sanfter Schlummer erquickte mich. Als ich erwachte, stand Jakob vor meinem Bette. „Hören Sie mich, geliebter Herr!" sprach er, und Hoffnung glänzte in seinen Blicken. „Der Tyrann ist gefallen, die Gefängnisse werden sich öffnen; der Engel ihres Lebens wird frei seyn, noch ehe zwei Tage verfließen." Ich richtete mich auf. — „Bleiben Sie nur einige Minuten ruhig, ich will Ihnen Alles mittheilen."

„Sie waren noch keine halbe Stunde fort, als die junge Baroneß heiter und glücklich eintrat, und laut aufjauchzte vor Freude, als sie vernahm, daß Sie den Rath zu befolgen versprochen hatten, noch in jener Nacht Paris zu verlassen. Nun wurde aber doch der Vorsicht wegen beschlossen, die Wohnung am andern Morgen schon zu verlassen, und eine andere in der Rue de tournelle zu beziehen, um möglichen Nachforschungen desto sicherer zu entgehen. Zwei Monate lebten die Damen hier in ungestörter Ruhe; einst aber als die junge Baronesse einen Fiakre genommen hatte, um nach einem Putzladen zu fahren, blieb sie ungewöhnlich lange aus, und ich ward fortgeschickt, um in jenem Putzladen Erkundigung über sie einzuziehen. Man gab vor, sie sei nicht dort gewesen, und wollte es sogleich melden lassen, wenn sie eintreffen werde. Aber die Nacht brach an, sie verging, der andere Tag war schon zur Hälfte vergangen: das Fräulein kam nicht. Wir sandten Boten über Boten; mich wollte sie nicht mehr fort lassen; das Fräulein war nirgends mehr zu finden.“

„Die alte Dame hatte kein Auge zugethan; Furcht und Angst erschütterten sie so sehr, daß sie an allen Gliedern zitterte. Ich lasse einen Arzt rufen; aber kaum ist er ins Zimmer getreten,

so sinkt sie in meine Arme. Ein Stickfluß macht ihrem Leben plötzlich ein Ende."

Gerechter Gott! rief ich aus; aber wo ist Jakobine? „Sogleich. — Ich rufe eine Gerichtsperson; die Zimmer werden, bis auf eins, versiegelt, worin die Leiche blieb, welche drei Tage nachher, wie es die republikanische Sitte will, bestattet wird. Nun eile ich von Gefängniß zu Gefängniß. Zweimal schon hatte ich im Kloster St. Magdalena vergebens angefragt; endlich zum dritten Male finde ich sie. Ach, mein Herr! Sie können sich die Freude gar nicht vorstellen, als mich das gute Kind zuerst wieder sah. Anfangs verheimlichte ich ihr den Tod ihrer Großtante; zuletzt mußte ich ihr aber doch nothwendig die traurige Nachricht mittheilen. Nun flossen ihre Thränen unaufhaltsam, und —"

Wer hatte es gewagt, das edle Mädchen zu verhaften? —

„Es war auf Veranlassung der Putzmacherin geschehen. Gleich nachdem Ihre Flucht aus dem Gefängnisse entdeckt wurde, warf man den Verdacht auf die Freundin, solche befördert zu haben, obwohl sich Niemand erklären konnte, wie? Die Wohnung des Fräuleins mußte wohl ganz unbekannt geblieben seyn; aber es waren die genauesten Signalements von ihr in die sämmtlichen Putz-

laden versandt worden, und die Putzhändlerin, welche sie sogleich erkannte, niederträchtig genug gewesen, den Sündenlohn des Angebens zu verdienen."

Nun hielt ich es nicht länger aus. Ich ließ meinen Freund rufen, und bat ihn, mich mit anständigen Kleidern zu versorgen. Trotz aller seiner Einwendungen, daß es schon Abend, daß es dunkel und unsicher auf den Straßen, daß es gerathener für meine Gesundheit sey, den morgenden Tag abzuwarten, war ich nach einer halben Stunde schon gekleidet, und auf dem Wege nach dem Gefängniß meiner Geliebten. Man führte mich ohne viel Umstände zu ihr, nachdem ein goldener Schlüssel die Thür geöffnet hatte.

Einsam saß sie, das Köpfchen auf die Hand gestützt, an einem Tischchen, sanft beschienen vom Schimmer der Lampe, welche von der Decke herabhing. Ihre Unglücksgenossen, sämmtlich weiblichen Geschlechts, standen oder saßen in Gruppen, und laute Unterhaltung füllte das geräumige Zimmer. Wenig Schritte, und das Mädchen meiner Seele lag in meinen Armen. Unsere Herzen pochten gewaltsam gegen einander; unsere Thränen vermischten sich, und krampfhaft drückte sie mich an ihre heilige Brust. Endlich konnten wir Worte finden, unsern Schmerz aus-

zusprechen. Ach, wie hatten wir die Rollen gewechselt; und dennoch, wie himmlisch lächelte sie durch ihre Thränen!

Nur eine halbe Stunde war uns vergönnt. Ich mußte scheiden, aber ich hinterließ ihr die bestimmtesten Hoffnungen. Der Morgen des andern Tages fand mich, nach einer schlaflosen Nacht, nicht minder zur Thätigkeit für meine Jakobine aufgeregt. Alles was in der Welt möglich war, wurde von meinem Freunde R.., seinen Freunden und mir angewendet, um Jakobinens Befreiung zu bewirken; und siehe, es gelang über alle Erwartung. Mit dem Freibriefe in der Hand, stürze ich nach ihrem Gefängniß, und — sie war gerettet.

Mit Aufopferung der einen Hälfte, war es leicht, die andere Hälfte des Vermögens ihrer Großtante, so wie ihr eigenes, welches durchaus in Gold und Juwelen bestand, zu erhalten. Mein Taschenbuch war auch noch nicht leer, und was meine Subsistenz für immer sicherte, war der Umstand, daß mein Vater beträchtliche Summen in der englischen Bank niedergelegt hatte, welche auf mich übergegangen waren. An eine Reklamation meiner Güter durfte ich ohnehin nicht denken; sie waren indessen schon dreimal verkauft, und gegenwärtig in den Händen recht-

mäßiger Besitzer. Ich hatte ja meine Jakobine, und in ihr alle Schätze der Welt.

Noch an demselben Abende trauete uns ein ungeschworner Priester im Hause des Herrn R.., ganz in der Stille. Jakobine ward mein Weib, und ich ihr glücklicher Gatte. Am andern Tage reiseten wir über Rouen nach Havre, wo wir bald darauf eine sichere Gelegenheit fanden, uns nach London überzuschiffen, und hier lebten wir im Schooße der Ruhe und des häuslichen Glücks, welches nur durch den Tod meines redlichen Jakobs getrübt wurde, achtzehn Jahre, während welcher Zeit meine Gattin mir vier Kinder gebar.

Gleich nachher, als die Bourbons wieder in ihre Rechte eingesetzt wurden, eilten wir in das geliebte Vaterland zurück, und kauften uns hier an, wo wir bis an unser Ende des Glückes zu genießen hoffen, welches uns nach so viel Leiden endlich zu Theil ward, und wodurch die gütige Vorsehung ihre Prüfungen zu vergelten wußte.

So weit der edle Graf! Nicht ohne die herzlichste Zuneigung gegen ihn verließ ich am fünften Tage sein Haus; aber bei der Rückkehr nach meinem geliebten Vaterlande, machte ich einen Umweg von einigen zwanzig Lieues, und

besuchte noch einmal den Mann, dessen Geschichte einen unauslöschlichen Eindruck auf meine Seele gemacht hatte. Nun fand ich auch seine liebenswürdige Gattin im Kreise ihrer blühenden Töchter; der einzige Sohn war in Paris, um im Heere Ludwig XVIII. eine Anstellung zu suchen. Ich fand sie noch viel sanfter, als ich sie mir gedacht hatte; sie hatte durchaus nichts männliches in ihrem Aeußern, sondern war ganz die holdeste Weiblichkeit. So gewiß ist es, daß die Liebe ein zartes, weibliches Wesen selbst zu Heldenthaten begeistern kann!

Doppelt schwer wurde mir nun der Abschied von einer Familie, die mich, einem unbekannten Fremdling, wie ihres Gleichen behandelte, und alles aufbot, mich nur einige Tage noch zu fesseln. Aber meine Pflicht rief mich, und ich mußte fort. Mögen diese liebenswürdigen Menschen, die das Unglück nur veredlen konnte, noch manches Jahr so glücklich leben, als sie es verdienen.

STADTBIBLIOTHEK AUGSBURG

Folgende Werke sind vor Kurzem bei C. G. Hendeß in Cöslin und Colberg noch erschienen:

Benno, J. C., die stille Abtei, ein historischer Roman. 1 rtl. 15 sgr.

— Bogislaus der Zehnte, Herzog von Pommern. Historisches Gemälde. 22½ sgr.

— König Burisleif und seine drei Töchter. Nach wendischen Sagen. 1 rtl. 10 sgr.

— Erzählungen, Balladen und Lieder. 2 Bde. 3 rtl.

— Novellen. 2 Bde. Jeder Band 1 rtl.

1r Bd. Der Vitold von Sassenburg. Die Eroberung von Garz. Die Spittelfrau.

2r Bd. Der Jahrmarkt in Zanow. Georg Prodiebrad und sein Barbier. Der Küster zu Giltenbach. Der Mutter Angsttraum. Herzog Suantepolk.

Norden, Carl, Erzählungen. 4 Bde. Jeder Band 20 sgr.

1r Bd. Die Ruine im Walde. Der Kriegsgefangene.

2r Bd. Die Flucht nach England. Das Elsenbruch.

3r Bd. Das Dorf an der Mosel. Ein Abend im Bade.

4r Bd. Die Braut von Bornholm. Der Griechenfreund.

Schubert, F., Schattenspiele des Lebens und der Liebe. 4 Bde. Jeder Band 1 rtl.

1r Bd. Das Kind der Liebe. Liebe und Pflicht.
2r Bd. Wilhelm und Marie, oder die Liebenden unter den Wilden.
3r Bd. Die Kukkuksmühle nebst Gedichten launigen Inhalts.
4r Bd. Das Christkind und merkwürdige Schicksale zweier Liebenden in Frankreich während der Revolution.

Werner, G., Cypressenzweige. 20 sgr.

Das Kreuz auf Hela. Führe uns nicht in Versuchung. Ines de Castro.

— Muscheln, gesammelt am Strande der Ostsee. 2 Bde. Früher war der Preis für den Band 1 rtl. 15 sgr. Jetzt 1 rtl.

1r Bd. Der Flüchtling. Rieckchen oder die Gemälde. Stille Liebe. Ehrgeiz und Ahnenstolz.
2r Bd. Die Romanze oder der Vaterfluch. Der arme Jacob. Der geheimnißvolle Thurm. Die verkaufte Braut.

8° L. D
Schubert.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schubert, Ferdinand,

Das Christkind oder: Ende gut, Alles gut! und Merkwürdige Schicksale zweier Liebenden in Frankreich während der Revolution zwei Novellen

Cöslin 1832

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- LD 6368
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11262414-0